

GEISTERJÄGER
JOHN SINCLAIR



Das Hexenrätsel

**Die große Horror-Serie
von Jason Dark**

**BASTEI
LÜBBE**



Das Hexenrätsel

John Sinclair Taschenbuch Nr. 33

von Jason Dark

erschienen am 13.12.1983

Titelbild von Tim White

Bastei Verlag

Das Hexenrätsel

Jane Collins war dem Bösen verfallen und in die Klauen der Oberhexe Wikka geraten. Vergeblich hatte ich, John Sinclair, versucht, Jane zu befreien. Bis mir Wikka selbst eine Chance gab. Sie stellt mir ein Rätsel: »Wenn du herausfindest, welche Bedeutung das Schlangenschwert hat, dann gehört Jane Collins dir!« Ich nahm an und bekam eine Aufgabe, die mich fast verzweifeln ließ...

Während die Soldaten auf den Wehrtürmen das heiße, flüssige Pech den über Leitern hochkletternden Eroberern entgegenkippten, lag der alte Hexenmeister im Sterben.

Sein Atem ging schwer und röchelnd. Der Sensenmann hielt bereits unsichtbar seine knöcherne Klaue über dem Kopf des Sterbenden. Keiner sah ihn, ein jeder wußte jedoch, daß auch der Hexenmeister keine Chance besaß.

Die beiden Adepten, die sein Sterben beobachteten, zuckten hin und wieder zusammen, wenn sie das Donnern der Kanonen hörten. Man wehrte sich gegen die Angreifer und war auch guten Mutes. Diese Burg hatte den Stürmen und Angriffen über Jahrhunderte hinweg getrotzt. Sie würde es auch diesmal schaffen.

Nur der Hexenmeister starb...

Er lag in dem breiten Bett mit dem Stoffdach darüber wie eine verlorene Person. Sein einst so hartes, beinahe knotiges Gesicht war eingefallen, die Augen lagen tief in den Höhlen, die Haut glich dem Laken, obwohl sie noch immer einen dunkelbraunen Schimmer besaß. Schweiß lag auf der Stirn des Sterbenden. Hin und wieder nahm einer der beiden Adepten ein Tuch und tupfte die glänzenden Perlen weg. Durch die beiden Fenster in den dicken Turmmauern fiel nur wenig Licht, das Sterbezimmer war in ein Halbdunkel getaucht. In einer Ecke brannte eine Kerze.

Ihr Schein fiel auf die nackte Wand. Sie erhelltke kein christliches Symbol, denn nach den Lehren der Kirche hatte der alte Hexenmeister nie gelebt. Für ihn hatte es immer nur die Vernichtung gegeben, seitdem er das geheimnisvolle Erbe angetreten hatte.

»Möchtest du etwas trinken, Herr?« wurde er gefragt.

»Nein, ich brauche nichts.« Die Antwort glich einem Röcheln.

»Wir haben frisches Wasser aus dem Brunnen geholt. Das haben die Feinde nicht vergiften können.«

»Ich will es aber nicht.«

»Es ist gut, Herr. Hast du sonst noch einen Wunsch?«

Die Augen des Hexenmeisters zuckten. »Einen Wunsch?« hauchte er. »Ja, ich habe einen Wunsch. Sogar zwei!« Er sprach mit einer leisen Stimme, hin und wieder von einem kurzen Husten oder Röcheln unterbrochen. »Ich möchte die Truhe haben.«

Seine Diener erschraken. Es waren ebenfalls alte Männer mit langen Barten.

»Das ist der Sarg!«

»Ich weiß es.«

»Aber du bist noch nicht...«

Mit einer matten Geste hob der Hexenmeister seine rechte Hand. Die Finger waren gekrümmmt, als würde in ihnen die Gicht lauern. »Ich weiß genau, daß ich sterben werde. Meine Chance ist einfach zu klein. Der Tod war schon immer ein guter Partner, auf den sich der Mensch verlassen konnte. Als einziger hat er sein Versprechen gehalten. Egal, wer es ist, ob reich, ob arm, er wird immer zur Stelle sein und jeden holen. Jedermann kommt an die Reihe. Jedermann...«

Die beiden Adepten hörten die Worte des Hexenmeisters und wurden noch bleicher, als sie ohnehin schon waren. Sie schauten sich an, zögerten jedoch, den Auftrag ihres Meisters auszuführen.

»Geht schon«, sagte dieser. »Los, beeilt euch...!«

»Ja, Meister, ja...«

Als die beiden verschwunden waren, atmete der Sterbende röchelnd aus und spie blutigen Schaum. Er lachte krächzend, als er das Blut sah. An Blut war er gewöhnt, jahrelang hatte er es fließen sehen und fließen lassen. Sein Traum war es schon immer gewesen, einmal in einem Meer von Blut zu waten, auf deren Oberfläche die Köpfe der Hexen schwammen, die auf den Stangen keinen Platz mehr gefunden hatten. Der alte Hexenmeister hatte sich diesen Traum nicht erfüllen können, aber er hatte sich einen anderen erfüllt.

Man sagte ihm nach, daß er mehr als 1000 Hexen getötet hatte.

Außer denjenigen, die er hatte töten lassen. Das waren auch doppelt so viele gewesen.

Man hatte ihn gehaßt, bewundert und gefürchtet. Manchmal war er mächtiger als ein Kirchenfürst gewesen, dann wieder zitterte der Adel vor ihm. Doch wer es auch im Endeffekt gewesen war, Angst hatten sie alle vor ihm.

Er war grausam, er kannte keine Gnade, aber auch sein Leben ging zu Ende. Nur wollte er das mitnehmen, was für ihn so wertvoll gewesen war.

Das Schlangenschwert!

Ein Hustenanfall schüttelte ihn. Der magere Körper wurde in die Höhe geworfen. Während er hustete, drückte er seinen Rücken durch, die schneeweissen, halblangen Haare begannen zu zittern. Er krampfte seine Finger noch fester um das weiße Laken, das seinen mageren Körper bedeckte.

Wieder sprühte schaumiges Blut vor seinen Lippen. Die Augen hatten ihren Glanz verloren, und die Haut auf seinem Gesicht fiel stärker den Knochen entgegen, ein Zeichen, daß das Leben allmählich aus seinem Körper rann.

Plötzlich hatte er Angst. Es war keine direkte Angst vor dem Tod, sondern eine Furcht davor, daß seine beiden Adepten zu spät kommen würden. Er brauchte seinen Sarg und das Schwert. Vor allen Dingen das Schlangenschwert.

In ihm steckten die Geheimnisse, die ihn sein ganzes Leben begleitet hatten.

Das Schwert war nicht nur als Waffe zu gebrauchen. Es spendete ihm Kraft, denn es war ein besonderes Schwert. Ausgestattet mit einer unheimlichen Magie, die er radikal gegen die Hexen einsetzte und auch Erfolge damit erzielte, denn was aus ihm kam, das konnte sie auch töten.

Bei diesem Gedanken stockte er noch einmal, und ein wissendes

Lächeln zog seine dünnen Lippen in die Breite.

Was aus ihm kam, konnte sie töten!

Dieser eine Satz hatte sein Leben bestimmt. Und die Existenz des Schlangenschwerts. Er selbst hatte längst nicht alle Geheimnisse gelüftet, die sich um dieses Schwert woben. Er wußte jedoch, daß die Waffe keinesfalls in falsche Hände fallen durfte, denn er und das Schwert waren eins.

Dieses Schwert konnte nicht nur töten, sondern auch heilen. Jawohl, heilen!

Das wußte kaum jemand. Nur er hatte es herausgefunden. Geweiht im Zeichen der Schlange, war dieses Schwert etwas Besonderes, und es sollte auch nach seinem Tod keinem in die Hände fallen. Er lachte auf und drehte seinen Kopf, so daß er zur Tür schauen konnte. Wann kamen sie endlich?

Etwas wuchtete gegen die dicken Mauern des Turms. Wahrscheinlich eine abgefeuerte Kanonenkugel, die ihren Weg gefunden hatte. Aber die Mauern waren sehr dick. Sie hatten schon lange den angreifenden Feinden widerstanden und würden es sicherlich auch in Zukunft. Er, der Hexenmeister, verging. Die Mauern aber würden stehenbleiben und der Nachwelt erhalten bleiben.

Durch die offenen Fenster drang das Kampfgeschrei. Vermischt mit dem Gebrüll der Männer, die versuchten, die Burg zu erobern, von dem heißen Pech getroffen wurden und wieder die langen Leitern hinunterkippten, um auf den Felsen zu zerschellen. Er kannte die Kämpfe, hatte oft genug zugesehen und manchmal auch eingegriffen.

Vor der Tür hörte er Summen. Die Adepten kamen zurück. Einer öffnete die Tür so weit, daß sie von der Wand aufgehalten wurde. Von ihm sah der Hexenmeister nur den Rücken. Er hatte sich gebückt, und gemeinsam schoben die beiden Adepten die schwere Truhe in den Raum.

Es war kein Sarg, sondern eine Brauttruhe, wie sie die Mädchen aus reichen Elternhäusern mitbekamen, wenn sie heirateten. Dann wurde die Truhe mit der Aussteuer gefüllt, oft waren noch Perlen und Brillanten darunter, auch kostbare Stoffe und Gold.

In so einer Truhe wollte der Hexenmeister begraben werden. Seine beiden Adepten hatten genaue Anweisungen bekommen, was nach seinem Tod geschah.

»Sputet euch«, sagte der Sterbende. »Ich habe nicht sehr viel Zeit. Der Tod ist schnell, er greift schon nach mir. Ich kann ihn nicht sehen, aber fühlen. Er steht bereits in meiner Nähe. Am Fußende hat er sich aufgebaut. Der Tod kommt, meine beiden Freunde, ich kann ihm nicht entgehen, beeilt euch...«

»Ja, Meister, ja...« Die Adepten taten ihr Bestes. Sie schoben die Truhe über den glatten Steinboden bis dicht an das Lager des Hexenmeisters heran.

»öffnen!«

Auch das taten sie. Vier Hände entfernten die Klappen der Verschlüsse, bevor sie den schweren Deckel in die Höhe stemmten, so daß der Hexenmeister in die Truhe hineinschauen konnte. Sie war mit rotem Samt ausgelegt, der wie dickes, erstarrtes Blut schimmerte.

Und auf dem Boden der Truhe lag das, wonach sich der Sterbende so sehnte.

Das Schlangenschwert!

Es hatte in sein Leben über begleitet, nun wollte er es auch mit in den Tod nehmen. »Das Schwert!« hauchte er. »Jawohl, Meister!«

Die beiden Adepten bückten sich, nahmen das Schwert und holten es aus der Kiste. Dabei drehten sie es so, daß die Spitze genau auf den Kopf des Hexenmeisters wies.

»Noch ein wenig weiter!« flüsterte der Sterbende.

Sie drückten das Schwert vor. Fast berührte die Spitze das Kinn

des alten Hexenmeisters.

Er hatte den Kopf etwas angehoben, schaute nach unten, sah die Klinge, winkelte die Arme an und faßte mit den Händen unter den Stahl. Vorsichtig hob er die Klinge an.

Seine Adepten hatten sich zu beiden Seiten des Lagers aufgebaut. Sie konnten nur schauen und starren, was dort geschah. Innerlich zitterten sie. Mit Verwunderung bekamen sie mit, wie der alte Hexenmeister seine Hände unter die Klinge legte und sie hochdrückte. Die Schwertspitze lag auf seinem Kinn, und die Klinge wurde noch von seinen Händen berührt.

»Jetzt ist es soweit«, sagte der Hexenmeister. »Ich bin fast mit dem Schwert geboren worden, und ich werde auch mit dem Schwert sterben. Die Klinge und ich haben unser Leben geteilt, so daß wir auch im Tod vereint werden. Setzt mich hin!«

Die Adepten wußten nicht, was ihr Meister meinte, denn in alle Geheimnisse hatte er sie nicht eingeweiht. Sie eilten dicht an das Bett, streckten ihre Arme vor und sorgten dafür, daß ihr Meister sich hinsetzen konnte.

Da saß er nun.

Er spannte sich und schien noch einmal wachsen zu wollen, um den letzten Schritt sicher gehen zu können.

»Die Zeit des Abschieds ist gekommen«, erklärte er seinen Adepten.

»Ihr sollt nicht trauern, sondern froh sein, denn mein Erbe wird weiterleben. Irgendwann einmal wird man sich an mich und das Schwert erinnern, das weiß ich genau, denn die Menschen sind vergänglich, der Geist und die Magie sind es nicht. Es wird viel geschrieben in der Zukunft. Es passieren schreckliche Dinge. Tod, Leid, Kriege und Hungersnöte. Die Pest wird wüten, und die Hexen werden zurückschlagen. Ich aber liege in der kühlen Erde und kann nicht mehr eingreifen. Aber es kommt eine Zeit, wo alles wieder

anders wird, daran solltet ihr denken, wenn ihr gleich das seht, was ich vor habe. Es wird euch vielleicht nicht gefallen, aber es muß sein...«

Der Hexenmeister hatte noch einmal alle Kraft gesammelt, um die Worte sprechen zu können. Nun ließ er Taten folgen.

Er rückte die Klinge noch ein wenig zurecht, so daß die Spitze genau in seinen offenen Mund wies. Das sollte sie auch, denn im nächsten Augenblick verschwand sie im Rachen des Hexenmeisters. Seine beiden Adepten schrien auf. Einer wollte vorspringen und den Meister von seinem Tun abhalten, doch der andere war schlauer und riß ihn zurück.

»Laß es! Er weiß genau, was er tut!«

Ja, er wußte es!

Der Hexenmeister hatte sich lange genug darauf vorbereiten können, und er führte es auch durch.

Der Sterbende drückte das Schwert in seinen Mund!

Eigentlich hätte es an der Rückseite des Kopfes wieder zum Vorschein kommen müssen, vermischt mit Blut und anderen schrecklichen Dingen. Das jedoch war nicht der Fall.

Das Schwert verschwand im Mund des Hexenmeisters und wurde immer weiter hineingeschoben, so daß zuletzt nur noch der Griff hervorschautete. Ein seltsamer Griff. Er bestand aus zwei miteinander verschlungenen Schlangen. Der Hexenmeister winkelte einen Arm an und griff dann zu. Er umklammerte mit der rechten Hand den Schwertgriff, riß seine allmählich brechenden Augen ein letztes Mal weit auf und stieß sich auch den Griff des Schwertes in den Mund.

Die Waffe war verschwunden!

Keiner der Adepten konnte es fassen und begreifen. Tief in den Körper hatte sich der Hexenmeister die Waffe gestoßen, und nicht ein Tropfen Blut war aus seinem Mund gedrungen. Es gab keine Verletzung. Das Schwert, die Klinge, die so oft getötet hatte, tat dem

Hexenmeister nichts.

Er war ihr Meister...

Noch lebte er. Die Adepten schauten zu, wie die Arme rechts und links des Körpers auf das Laken fielen. Dann drückte sich der Sterbende in die Höhe. Er bekam seinen mageren Körper eine Handspanne hoch, baute eine Brücke und schaute zu seinen Diener hin. Es war ein letzter Blick. Ein Abschied für immer. Aber der Blick enthielt weder Angst, Traurigkeit oder Schmerz, nur den Triumph, es trotz allem noch geschafft zu haben.

Der Hexenmeister starb als Sieger!

Urplötzlich sackte sein Körper zusammen. Die Muskeln hatten keine Kraft mehr, der Tod war bereits zu nahe an ihn herangetreten, und der Blick des Sterbenden brach.

Er war endgültig aus dem Leben geschieden!

Seine Diener schauten sich an. Sie konnten es kaum glauben und standen minutenlang bewegungslos. Still war es nicht in dem Turmzimmer. Das Donnern der Geschütze und die schweren Einschläge der Kanonenkugeln waren auch hier zu hören. Manchmal zitterte eine Stelle an der Wand, aber sie brach nicht, diese Burg galt als uneinnehmbar, deshalb hatte sich der Hexenmeister auch hierher zurückgezogen.

»Wir müssen ihn in die Truhe legen«, schlug einer der Adepten vor.

»Ja, das hat er so gewünscht.«

Die Stimmen klangen monoton Vielleicht war es die Trauer, die die Adepten so reden ließ. Sie hatten sich sehr an ihren Meister gewöhnt, waren die Jahre mit ihm zusammengewesen und hatten ihm die meisten Opfer zugeführt.

Jetzt war es vorbei.

Der Meister lebte nicht mehr. Er hatte sein Schwert mitgenommen. Erst jetzt wurde ihnen klar, wie wenig sie eigentlich von dieser Waffe wußten, die der Meister immer als sein Schlangenschwert

bezeichnet hatte. Irgendwann, hatte er einmal gesagt, würde er es mitnehmen. Daß es auf diese Art und Weise geschehen würde, damit hatte niemand gerechnet. Die Soldaten, Söldner und Herren der Burg wußten noch nichts vom Tod des Hexenmeisters. Sie sollten es auch vorerst nicht erfahren. Es konnte sein, daß ihre Kampfmoral geschwächt wurde.

Die Adepen aber hatten die Aufgabe, den Hexenmeister aus der Burg zu schaffen. Nicht auf dem normalen Weg nein, da gab es andere Geheimwege und auch Gänge.

Sie nickten sich zu, traten an das Bett und hoben den Körper ihres Meisters an.

Vorsichtigbetteten sie ihn in die Truhe, als härten sie Angst, ihm weh zu tun.

Er paßte genau hinein, sie brauchten nicht einmal die Beine anzuwinkeln. Dann schlossen sie den Deckel und klemmten die Verschlüsse fest. Einen letzten Blick warfen sie noch auf das Bett. Auf dem Leinen entdeckten sie den Abdruck des Körpers. Eine Erinnerung, die verblassen würde.

Einer ging zur Tür, öffnete sie und schaute hinaus. Staub wallte durch den Gang. Irgendwo schien eine Kugel den Turm dennoch durchschlagen zu haben, und der Staub zog allmählich über die Stufen der Wendeltreppe nach oben.

»Wir müssen uns beeilen.«

»Dann faß mit an!«

Die beiden Adepen hoben die Truhe mit ihrem toten Meister in die Höhe. Sie verließen das Sterbezimmer und machten sich daran, die Truhe die steile Wendeltreppe hinabzutragen.

Es war nicht einfach. Sie mußten achtgeben, daß sie nicht ausrutschten. Das Eisengeländer an der einen Seite war verbogen und zeigte auch große Rostflecken, um die sie sich jedoch nicht kümmerten, auch wenn der scharfe Rost in ihre Hände schnitt.

Je tiefer sie kamen, umso größer wurde der Lärm. Sie hörten das Schreien der Verteidiger und das Gebrüll der Angreifer. Kanonendonner hallte an ihre Ohren Durch die Turmluken drang er, wobei sie das Gefühl hatten, als würden die schweren Waffen direkt neben ihnen abgefeuert werden.

Auch auf den Stufen lag der Staub. Er quoll aus den Wänden und rieselte von oben, wobei er die beiden Männer und den Sarg wie einen Schleier bedeckte. Sie schafften es.

Die dicken Mauern des Turms schützten sie, auch wenn sie hin und wieder einmal wankten.

Sie gerieten in die Verliese der Burg. Sie lagen unter dem Turm. Und genau dort existierte auch ein Geheimgang der zunächst in den Berg hinein und an der anderen Seite aus ihm herausführte. Sie ließen auch diesen Gang hinter sich, gelangten an einen Fluß, an dessen Ufer das Boot versteckt war.

Eine Totenbarke für den Meister. Sie luden den Sarg auf, nahmen die langen Ruderstangen und schafften das Boot aus dem dichten Uferschilf in die Flußmitte.

Dort wurde es von der Strömung erfaßt.

Zu rudern brauchten die beiden Adepten nicht mehr. Sie ließen sich treiben. Der Geschützdonner blieb hinter ihnen zurück und verklang allmählich.

Sie aber fuhren weiter, um den Meister zu begraben. Niemand sollte den Ort seines Grabes kennen, so hatte er es gewollt.

In Vergessenheit geriet er trotzdem nicht. Es sollten jedoch Jahrhunderte vergehen, bis man sich wieder an ihn erinnerte...

Sie stand mit hocherhobenem rechten Arm vor dem großen Spiegel und hielt einen Stein in der rechten Hand. Auf der glänzenden Fläche sah sie sich sehr genau, und gerade dieses Bild schockte sie zutiefst. Es war grauenhaft, häßlich. Sie wurde von ihrem eigenen

Spiegelbild abgestoßen. Ein schwarz verbranntes Gesicht mit einer an altes, brüchiges Leder erinnernden Haut starrte sie an. Seltsam düster glänzten ihre Augen, und aus der ebenfalls schwarzen Stirn wuchs ihr Markenzeichen. Zwei giftgrüne Schlangen!

Sie waren nicht sehr lang, zu vergleichen mit der Länge eines halben Arms, und sie befanden sich in dauernder Bewegung. Diese Schlangen gehörten zu ihren stärksten Waffen. In der Hölle waren sie magisch aufgeladen worden. Wer von ihnen erwischt wurde und keine Gegenmagie kannte, der starb.

Dies alles wußte sie, dies nutzte sie auch aus. Dennoch war sie verzweifelt, denn sie hatte ihre ursprüngliche Schönheit verloren. Dafür hatte der Hexenstein gesorgt, und nun lief sie wie ein Monstrum durch die Welt.

Sie hatte vieles versucht, um wieder ein normales Gesicht und menschliche Haut zu bekommen, obwohl sie als Hexe galt. Aber sie hatte es nicht geschafft.

Wikka, so hieß sie, geriet in eine Phase der Depression. Aber sie wollte auch nicht aufgeben.

Sehr oft hatte sie sich mit dem Teufel, den sie als Herrn anerkannte, in Verbindung gesetzt, doch auch der Satan konnte oder wollte ihr nicht helfen.

Das Problem mußte sie allein lösen.

Einen Hinweis hatte er ihr gegeben.

Das Schlangenschwert!

Mehr war nicht gesagt worden, und Wikka konzentrierte ihre Kräfte darauf, das Schwert zu finden. Was hatte sie alles unternommen, doch es war ihr nicht gelungen, den Hinweis zu bekommen. Sie wußte nicht, wo es lag obwohl sie zahlreiche Bücher und alte Schriften gelesen hatte. Sogar Beschwörungen führte sie durch, der Weg zum Schlangenschwert blieb ihr einfach versperrt.

Gerade in diesen Augenblicken, als sie vor dem Spiegel stand,

dachte sie wieder daran, und in einem Anfall von Wut schleuderte sie den Stein gegen den Spiegel.

Sie hatte viel Kraft in den Wurf hineingelegt, so daß er mit einem Klinnen zerbrach. Zahlreiche Scherben fielen zu Boden, bildeten dort ein hell glänzendes Mosaik, aber es blieben noch genügend lange Scherben an den Rändern des Spiegels stecken.

Eine war besonders lang und spitz.

Wikka fixierte sie.

Sie zog ihre schwarzen Lippen zurück, die Augen glänzten, und dann stürzte sie vor.

Mit drei Schritten erreichte sie den Spiegel, packte eine Scherbe, riß sie hervor und rammte sich die Spitze in ihr schreckliches Gesicht. Sie wollte es zerstören.

Immer wieder hackte sie dagegen und zog die Spitze von oben nach unten und umgekehrt. Sie wollte ihr Gesicht einschneiden, um die Haut abzuziehen, aber sie schaffte es nicht. Die Veränderung hielt auch der Spiegelscherbe stand.

Voller Wut schleuderte Wikka ihre »Waffe« zu Boden. Auch damit hatte sie es nicht geschafft. Ihr Gesicht blieb so widerlich häßlich.

Es war ja nicht nur allein das Gesicht, das sie störte, sondern die Tatsache, daß sie sich nicht mehr unter die Menschen wagen konnte. Sie fiel damit auf und mußte die Aktivitäten den anderen überlassen. Vor allen Dingen ihrer ersten Dienerin.

Das war Jane Collins!

Sie hatte nichts gegen Jane. In ihr hatte sie eine perfekte Schülerin gefunden, aber zu gute Schülerinnen können eine Gefahr für die Lehrer werden. Das paßte Wikka nicht.

Sie sah sich nur mit dem häßlichen Gesicht, während Jane ihre Schönheit behalten hatte, obwohl ihre Seele dem Teufel verschrieben war. Also konnte Jane das tun, was Wikka gern getan hätte. Und das wollte sie ändern.

Sie hatte lange nachgedacht, hin und her überlegt und auch einen Plan gefaßt.

Einen irren Plan, wie er nur im Gehirn eines Verzweifelten geboren werden konnte. Doch er war gleichzeitig genial. Die Menschen hatten ein Sprichwort. Manchmal mußte man den Teufel mit dem Beelzebub austreiben. So ähnlich wollte auch Wikka vorgehen, nur noch raffinierter und hinterlistiger, falls es klappte.

Und innerhalb des Plans gab es einen zentralen Mittelpunkt, um den sich alles drehte.

Jane Collins!

Sie mußte mitmischen und vor allen Dingen sehr aktiv mitmachen. Ohne sie würde der Plan kaum gelingen.

Wie auf ein Stichwort öffnete sich die Tür, und die blonde Hexe betrat den Raum.

Wikka hatte sie längst gehört. Langsam drehte sie sich um, öffnete dabei ihre Faust, und die lange Spiegelscherbe fiel zu Boden. Jane blieb nahe an der Tür stehen und sah Wikkas Blick auf sich gerichtet. Innerlich lächelte die ehemalige Detektivin. Sie konnte sich vorstellen, was hinter der Stirn der Oberhexe vor sich ging, aber sie sagte nichts. Nur innerlich lächelte sie.

Seit Wikka mit einem völlig verbrannten Gesicht umherlief, genoß Jane Collins ihre Schönheit. Die helle Haut, die langen blonden Haare, die wohlgeformte Figur, bei ihr paßte eigentlich alles zusammen - bis auf ihr Innerstes.

Jane besaß zwar noch eine Seele, doch es war die eines Fremden, des Rippers, und die gehörte dem Teufel.

Demnach gehörte Jane Collins auch dem Teufel. Sie diente ihm, da stellte sie sich mit der Oberhexe Wikka auf eine Stufe. Beide waren dem Satan hörig.

Sie führten seine Pläne durch, lebten in seinem Sinne, und da Wikka die gleichen Ziele verfolgte wie ihre Dienerin Jane, wäre es dieser

nie in den Sinn gekommen, sich offiziell gegen Wikka zu stellen. Innerlich jedoch frohlockte sie, denn da dachte sie völlig anders, als sie es zugab.

»Du hast den Spiegel zerschmettert?« Es war mehr eine Feststellung als eine Frage.

»Ja.«

»Und weshalb?« Jane wußte die Antwort schon, aber sie wollte sie trotzdem hören, denn es bereitete ihr Genugtuung.

»Weil ich mich nicht mehr sehen konnte.«

»Du mußt dich damit abfinden.«

»Nein, und nochmals nein!« zischte die Hexe. »Ich werde mich damit nicht abfinden.«

»Was willst du machen? Du hast viel versucht, aber nichts hat geholfen.«

»Leider.« Wikka trat auf eine Spiegelscherbe. »Ich habe viel eingesetzt, dennoch nicht alles.«

»Und was fehlt noch?«

Wikka preßte ihre Handflächen gegen das Gesicht. Die Hände lagen auf den Wangen »Ich habe lange nachgedacht und bin auch zu einem Ergebnis gekommen. Um mir helfen zu können, brauche ich einen bestimmten Gegenstand.«

»Und der wäre?«

»Das Schlangenschwert!«

Jane Collins hob nach dieser Antwort die Schultern. »Tut mir leid, das kenne ich nicht.«

»Ich habe es auch noch nicht gehabt oder in den Händen gehalten, aber ich habe darüber gelesen. Es ist sehr alt, eine ungemein starke Waffe. Sie kann angeblich nicht nur vernichten und töten, sondern besitzt auch heilende Kräfte. Durch diese Waffe hoffe ich, mein Gesicht zurückzubekommen.«

Jane Collins sagte erst einmal nichts. Sie schaute Wikka nur an.

Irgendwie hatte sie recht. Es war ein widerliches Gesicht, das sie zur Schau trug, und Jane konnte Wikka auch sehr gut verstehen, daß sie wieder so aussehen wollte wie früher. Wenn jedoch alles so einfach gewesen wäre, hätte sich Wikka das Schlangenschwert schon längst besorgt und hätte nicht erst mit Jane darüber zu reden brauchen. Daß sie es tat, zeigte der ehemaligen Detektivin die Klemme auf, in der Wikka steckte. Also brauchte sie Janes Hilfe.

Trotzdem sagte sie zu Wikka: »Dann hol sie dir doch, diese komische Waffe.«

»Das kann ich nicht!«

Bisher hatte sich Jane zurückgehalten Nun lachte sie leise auf.

»Wieso kannst du es nicht?«

»Weil ich nicht weiß, wo sich das Schlangenschwert befindet. Das ist es.«

»Soll ich dir suchen helfen?«

Nach dieser von Jane gestellten Frage, begann Wikka zu lächeln

»Ich danke dir für deine Bemühungen, aber das möchte ich gar nicht.«

»Willst du allein...?«

»Auch das nicht.«

»Was denn?« rief Jane.

»Ich will es dir erklären. Zeit genug hatte ich ja, um einen großen Plan auszuklügeln. Wenn du ihn hörst, meine Liebe, wirst du ihn entweder ablehnen oder zustimmen.«

»Dann rede bitte!«

Wikka krümmte den rechten Zeigefinger und winkte Jane Collins zu.

»Komm näher«, sagte sie leise. »Vielleicht haben die Wände Ohren Dieser Plan geht wirklich nur uns beide etwas an...«

Kühleres Wetter hatte die große Hitze abgelöst. Darüber waren nicht wenige Menschen froh, und auch ich atmete auf. Da konnte ich

nämlich das erledigen, was ich schon lange vor mir hergeschoben hatte. Ich wollte eine neue Hose kaufen, vielleicht noch eine Jacke und auch einige Hemden.

Harrod's, das große Kaufhaus, hatte die Sommerware reduziert. Da würde ich bestimmt was Passendes finden. Im Büro wußte man Bescheid, daß ich später kommen würde, und so ging ich erst einmal in dieses gewaltige Reservoir aus allen möglichen Dingen, die der Mensch braucht oder auch nicht.

Vor Jahren hatte ich bei Harrod's ein gefährliches Abenteuer erlebt, als es um die teuflischen Puppen ging. Ich hoffte, daß ich an diesem Tage in Ruhe einkaufen konnte.

Das Gedränge war enorm. Die herabgesetzten Preise hatten die Massen angezogen. Es gab immer Leute, die gern mit einer Harrod's-Tüte nach Hause kamen, um bei den Nachbarn anzugeben, auch wenn sie nur ein paar billige Sachen eingekauft hatten.

Da werden Weiber zu Hyänen hat Schiller einmal in einem Gedicht geschrieben. Und das Phänomen erlebte ich hier am eigenen Leibe. Es wurde gedrängt, geschoben, gestoßen, und die kräftigsten Frauen bahnten sich am schnellsten einen Weg.

Sie nahmen auf nichts und niemand Rücksicht, um so rasch wie möglich an die Wühltsche zu gelangen, wo die Ware am billigsten war. Am liebsten hätten sie noch die aufpassenden Verkäuferinnen aus dem Weg geräumt.

Ich blieb in dem Trubel stehen und schaute mich um. Wo es die Hosen zu kaufen gab, wußte ich nicht. Schließlich fragte ich eine Verkäuferin, die mir den Weg dorthin erklärte.

Ich war froh, als ich die Abteilung erreicht hatte, denn dort herrschte längst nicht so viel Betrieb. Ich konnte mich sogar in aller Ruhe umschauen.

Hosen gab es auch in meiner Größe. Zwei schnappte ich mir. Eine in blau-grau, die andere besaß eine beige-braune Farbe. Beide

Hosen waren reduziert worden.

Eine Verkäuferin, deren Lippen so rot geschminkt waren, wie das Haar leuchtete, sprach mich an »Womit kann ich Ihnen behilflich sein, Sir?«

»Ich suche eine Umkleidekabine, denn ich möchte die Hosen vorher anprobieren Meine Beine sind nämlich ziemlich lang.«

Sie lachte. »Wenn Sie mir bitte folgen würden.«

Das tat ich gern. Sie trug einen gelben Minirock der zweimal gerafft war. Ein netter Anblick, fand ich. Sogar den Vorhang hielt sie mir zur Seite, dann aber war Schluß. Umziehen wollte ich mich alleine. Die Kabine war eng, es roch nach Parfüm, Schweiß und alten Socken. Keine angenehme Mischung.

Ich wollte soeben meinen Gürtel öffnen, als sich die kleine Welt in der Kabine veränderte.

Ich hörte das Zischen!

Es war ein Geräusch, das mich alarmierte. Sofort dachte ich an Gas, drehte mich und konnte in den Spiegel schauen. Der größte Teil der Fläche sah normal aus, aber in der Mitte hatte sich etwas verändert. Dort erschien ein Gesicht.

Und eine Hand!

Bevor ich noch etwas unternehmen konnte, hatten mich die Hände bereits gepackt und in den Spiegel gezogen. In der Tat waren es mehrere Hände geworden, und ich spürte sie an allen Stellen meines Körpers. Sie krallten sich an mir fest, ich wollte mich losreißen, das ging leider nicht.

Die Hände waren zu stark - und sie rissen mich auf den Spiegel zu. Bevor ich mich versah, prallte ich gegen die Fläche, erwartete einen dumpfen Aufschlag oder ein Splittern Keines von beiden geschah. Der Spiegel saugte mich nur auf!

Erst jetzt kam ich dazu, näher über meine Lage nachzudenken Ich war auf einen dämonischen Trick hereingefallen. Jemand hatte den

völlig normalen Spiegel in ein Dimensionstor verwandelt und aus der Zwischenwelt kommend, mich in diese hineingezogen, wo ich mich nun befand.

Es war eine Welt, die ich nicht kannte. Man konnte sie als unheimlich bezeichnen. Licht gab es auch, aber ein seltsam düsteres Licht, und ich konnte mich nicht bewegen.

Ich hing in der Luft und fest an einer Wand. Weder über noch unter mir spürte ich einen Widerstand, und auch vorn sah ich nichts. Ich hing und klebte an der Wand, wobei ich den Körper leicht geneigt hatte und in eine Tiefe schaute, die man als unheimlich, bodenlos und gähnend bezeichnen konnte.

Es war furchtbar.

Leider gelang es mir nicht, auch noch meine Arme zu bewegen Mit den Beinen erging es mir nicht anders. Es war nicht möglich, sie nach vorn zu drücken, ich klebte wirklich mit dem Rücken an dieser unsichtbaren Wand und war völlig hilflos. Was lag vor mir?

Das Nichts, die Unendlichkeit der Dimensionen Zeit, Raum, die Hölle? Alles konnte möglich sein. Dennoch war es müßig sich darüber Gedanken zu machen Wie ich meine Gegner kannte und einschätzte, würden sie sich schon bald zeigen darauf konnte ich wetten Noch hörte ich nur mein eigenes Herz schlagen, ansonsten war es vollkommen still.

Diese Ruhe, dieses Erstarren der Bewegungen konnte wirklich nur das All bieten. Gewöhnt hatte ich mich daran nicht, der Übergang war einfach zu plötzlich gekommen.

Mein Kreuz trug ich bei mir. Ebenso die Beretta. Leider kam ich an beide Waffen nicht heran, da meine Arme nach wie vor festgehalten wurden. In diesen Augenblicken wurde mir bewußt, wie hilflos ich im Prinzip meinen dämonischen Gegnern ausgeliefert war. Da ging ich ahnungslos einer normalen Tätigkeit nach, als es mich praktisch aus dem Nichts heraus voll erwischt.

Wer wollte etwas von mir?

Klar, daß mich diese Frage beschäftigte. Ich hätte zahlreiche Gegner aufzählen können, auf deren Liste ich stand, was nutzte es? Derjenige, der mir die Falle gestellt hatte, würde sich bestimmt auch zeigen. Wahrscheinlich kam er von vorn, deshalb bohrte ich meinen Blick auch in die Dunkelheit.

Dort tat sich etwas.

Weit vor mir, meßbar nicht abzuschätzen oder zu erfassen, bewegte sich etwas. Ich konnte leider nicht erkennen, was es war. Ob es sich hierbei um Menschen handelte, Dämonen oder Gespenster.

Meine Spannung wuchs.

Wer kam mich da besuchen?

Die Zeit verging!

Ob es Minuten oder Sekunden waren, das konnte ich nicht sagen. Jedenfalls ließen sich die anderen Zeit. Wahrscheinlich wollten sie meine Spannung erhöhen.

Das schafften sie auch.

Ich klebte nach wie vor an der magischen Wand, als wäre sie eine mit Leim beschmierte Fläche. Die Punkte vergrößerten sich. Sie hatten die Form von Gaswolken angenommen, die man hin und wieder bei Aufnahmen sieht, die ein Satellit aus dem All zurückfunkt. Also doch feinstofflich und keine Menschen.

War ich in der Welt oder der Dimension der Gespenster gelandet? Kalt lief es meinen Rücken hinab, als ich daran dachte. Möglicherweise im Reich der Toten, wo die Seelen, dem alles umfassenden Licht zustrebten.

Nein, es waren keine Seelen. Diejenigen, die mich da besuchen kamen, besaßen menschliche Umrisse. Körper, Haare - lange Haare. Zwei Frauen!

Die eine dunkel, die andere blond!

Da gab es nur eine Möglichkeit: Wikka und Jane Collins!

Ich atmete pfeifend, als ich die Luft einsaugte. Wehrlos hing ich in dieser verdamten Dimension. Und ausgerechnet den beiden hatte ich es zu verdanken.

Daß sie mich töten wollten, stand außer Zweifel. Oft genug harten sie es versucht, ich aber war immer um eine Idee schneller gewesen. Und nun kamen sie mich, den Wehrlosen, besuchen. Sie schwebten herbei. Ich hörte keinen Ton, kein einziges Geräusch, als sie sich mir näherten, sah sie aber immer deutlicher. Ihre Körper und Gesichter kristallisierten sich aus der Dunkelheit hervor, und sie selbst schienen von innen her zu strahlen, weil ich sie so gut erkennen konnte.

Wikka schwebte näher. Jane Collins aber glitt zur Seite weg, nicht ohne mir vorher zugewinkt zu haben. Was diese Geste bezweckte, konnte ich nicht einmal ahnen, jedenfalls wollte sie mit mir nichts zu tun haben, und sie glitt aus meinem Blickwinkel.

Dafür kam Wikka.

Erst jetzt, als sie ziemlich nahe war, sah ich auch, daß sie nicht schwebte, sondern ihre Füße bewegte, als befände sich unter ihren Sohlen eine Unterlage.

Sie hatte sich nicht verändert.

Noch immer schaute sie mich aus kalten, gnadenlosen Augen an, die sich in ihrem schwarz verbrannten Gesicht befanden. Die beiden Schlangen an ihrer Stirn zeigten eine gewisse Unruhe. Wahrscheinlich weil sie die Ausstrahlung meines Kreuzes spürten.

»Ich grüße dich, Geisterjäger«, sagte Wikka.

»Weshalb so freundlich? So kenne ich dich sonst nicht.«

»Schließlich schaffe ich es nicht jeden Tag, dir eine so raffinierte Falle zu stellen.«

»Das stimmt.«

»Wenn du an meiner Stelle wärst, was würdest du mit dem Gegner

machen, der dich so lange gejagt hat?«

»Das kann ich nicht beantworten.«

»Sag es nur, Geisterjäger. Du würdest deinen Gegner doch sicherlich auch töten.«

»Nein.«

»Aber ich könnte dich töten!«

Könnte, hatte sie gesagt. Ich kannte Wikka, und sie kannte mich. Wenn sie so redete, hatte ich schon halb gewonnen, denn ich glaubte nicht, daß sie mich so einfach töten wollte. Dann hätte sie es längst schon versucht oder getan. Nein, diese Oberhexe wollte etwas anderes.

»Was hindert dich daran, mich umzubringen?« fragte ich bewußt provozierend.

»Eigentlich nichts.«

»Bitte.«

»Bis auf eine Kleinigkeit.«

»Und die wäre?«

»Du sollst mir einen Gefallen tun.«

Trotz meiner nicht gerade überwältigend guten Lage begann ich zu lachen. »Weil du mich nicht tödst, soll ich dir einen Gefallen tun? Wikka, wo sind wir hier? Für was hältst du mich? Glaubst du denn, daß ich auf dein Spiel eingehe? Ich kann dir jetzt natürlich antworten, daß ich dir einen Gefallen tun werde, aber sobald ich hier weg bin, denke ich nicht mehr daran. Damit verrate ich keine Geheimnisse, das kannst du dir denken.«

»Natürlich, Geisterjäger. Auf solche und ähnliche Bedingungen wäre ich auch nicht eingegangen, aber ich werde dir etwas anderes vorschlagen, das du bestimmt nicht ablehnst.«

»Und das wäre?«

Wikka öffnete ihr Maul und ließ einen rosigen Schlund sehen. »Ja, ich merke, du bist interessiert.«

»Was willst du?«

»Mein Gesicht!«

Ich verzog die Mundwinkel. »Das hast du, Wikka. Zwar ein wenig verbrannt, aber dich erkenne ich immer, und zu heiraten brauchst du auch nicht mehr. Der Teufel ist dein Bräutigam oder dein Gatte. Was soll's also? Lauf mit deinem Gesicht weiter herum.«

Das hätte ich nicht sagen sollen. Da war Wikka sehr empfindlich. Ich bekam es schnell zu spüren.

Aus welcher Richtung der Schlag kam, konnte ich nicht erkennen. Etwas blitzte vor meinen Augen, und dann spürte ich den glühenden Riemen, der schräg über mein Gesicht fuhr.

Er schnitt in die Haut, riß sie auf, so daß Blut an meiner Wange entlanglief, über die Lippen rann und seinen Weg in meinen Mund fand. Ich schmeckte die seltsame Süße dieser Flüssigkeit auf den Lippen und biß die Zähne zusammen.

Wikka würde mich nicht wimmern hören.

»Das war der erste Schlag!« schrie sie mir entgegen. »Ich kann dich zerfetzen, dich zerstören, dich in Stücke hauen, das alles würde mir gelingen, aber ich nehme davon Abstand und hoffe, daß du dies zu schätzen weißt.«

»Einverstanden«, erklärte ich. »Was soll ich also alles tun? Sag, was du willst.«

»Ein neues Gesicht, das heißtt, mein altes. Und du sollst mir dabei helfen, es zu bekommen.«

»Was soll ich tun?«

»Nicht viel. Nur etwas für mich besorgen.«

»Was ist es?«

»Das Schlangenschwert!«

Deshalb also hatte mich Wikka herschleppen lassen. Ich sollte ihr eine Waffe besorgen, die sich das Schlangenschwert nannte. Noch nie hatte ich davon gehört, und das erklärte ich Wikka auch. Dabei

fügte ich hinzu, daß die Sache für mich gestorben wäre.

»Du willst es mir also nicht bringen?«

»Nein.«

»Auch nicht, wenn ich dir dafür etwas zahle?«

»Du mir zahlen?« Wieder mußte ich lachen »Womit willst du mich bezahlen? Mit Geld oder Hexengold?«

»Nein, John Sinclair. Mit einer Person. Ich gebe dir jemand zurück, wenn du es schaffst, das Schlangenschwert zu besorgen.«

»Und wer ist das?«

»Jane Collins natürlich!«

Sollte ich lachen? Vielleicht weinen oder mich freuen? Unter Umständen auch ärgern, weil die Hexe Wikka versuchte, mich so schamlos reinzulegen.

Ich wußte es nicht, und deshalb reagierte ich überhaupt nicht. Ich tat so, als hätte ich ihren Vorschlag überhaupt nicht zur Kenntnis genommen, und übte mich in Geduld.

Im Gegensatz zu Wikka. »Hast du nicht gehört, Geisterjäger, was ich dir vorgeschlagen habe?«

»Natürlich.«

»Und?«

»Auf solche Bluffs falle ich nicht herein.«

Wikka stieß ein Zischen aus, als wäre sie selbst eine Schlange. »Du glaubst mir also nicht?«

»Nein, keinesfalls. Das ist einer deiner Tricks, mit denen du versuchst, mich reinzulegen.«

»Es ist mir ernst.«

»Du gibst doch Jane Collins niemals her!« hielt ich ihr entgegen

»Da muß schon die Welt untergehen.«

»Für mein Gesicht tue ich alles.«

Das konnte stimmen. Hatte ich zu Beginn gelacht und den Vorschlag

als Scherz aufgefaßt so begann ich nun damit, näher über ihn nachzudenken. Wikka hatte ungemein stark darunter gelitten, daß es dem Hexenstein gelungen war, ihr Gesicht auf schreckliche Art und Weise zu verändern. Sie war nicht allein äußerlich eine andere geworden, auch innerlich. Noch verbohrter, noch mehr vom Haß durchtränkt, und sie würde alles geben, um ihr Gesicht zurückzubekommen.

Aber auch Jane Collins?

Ich erinnerte mich noch gut an den Tag, als sie Jane von meiner Seite gerissen hatte. Das war ihr großer Triumph gewesen. Sie hatte dafür gesorgt, daß der Geist des Rippers in Janes Körper fuhr. Ein Seelenaustausch hatte stattgefunden, und Jane war zu einem Wesen geworden, das nicht nur Wikka, sondern auch dem Teufel gehorchte. Ich war damals verdammt down gewesen und hatte mich sehr schwer getan, diesen schlimmen Schock zu überwinden. Jane war inzwischen aktiv geworden. Sie hatte auch getötet, und so gehörte sie zu den Feinden, die ich gnadenlos bekämpfte.

Es hatte einmal Zeiten gegeben da wünschte ich mir, sie zurückzubekommen, dann war da die Sache mit dem Henkerbeil passiert, und Jane hatte unter der Maske des schwarzen Henkers getötet. Seit dieser Zeit hatte es in meinem Innern einen Riß gegeben, was das Verhältnis zu Jane Collins anging.

Auf meiner Liste stand sie ganz oben. Ich akzeptierte sie voll als Feindin, und nun kam Wikka, ihre Chefin, und machte mir diesen Vorschlag.

Sollte ich darauf eingehen?

Wikka verzog ihr schwarz verbranntes Gesicht zu einem häßlichen Lächeln »John Sinclair, hast du dich entschieden? Sag es mir!«

»Ich kann es immer noch nicht glauben.«

»Es stimmt aber!« zischte sie.

»Weshalb willst du Jane loswerden?«

»Ich will sie überhaupt nicht loswerden, aber mein wahres Gesicht ist mir wichtiger als sie.«

»Kannst du dir das Schlangenschwert nicht selbst holen?«

»Nein, das geht nicht. Es hat einem Mann gehört, der uns Hexen haßte.«

»Er ist tot?«

»Ja, aber seine Kraft lebt weiter. Ich bin ehrlich und sage dir, daß kein Dämon an das Schlangenschwert herankommt. Du aber kannst es schaffen. Besorge mir das Schwert, dann bekommst du Jane Collins von mir zurück.«

»Als was?«

»So, wie sie ist.«

»Als Mörderin!«

»Das sagst du. Sie hat nur getan, was der Satan und ich von ihr verlangten.«

»Und der Ripper?« fragte ich.

»Was ist mit ihm?«

»Würdest du seinen Geist wieder aus ihrem Körper herausdrücken können?«

»Ich kann es dir versprechen!«

Sie hatte mir in allem nachgegeben. So etwas wie ein Schwindelgefühl überkam mich, als ich daran dachte. Das konnte nur ein Traum sein, ich sollte Jane zurückbekommen. Ein alter Wunsch, den ich lange Zeit gehabt hatte, sollte in Erfüllung gehen aber verdammt, ich wollte daran einfach nicht glauben. Würde sie Jane, ihre beste Dienerin, wirklich so einfach laufenlassen?

Ich blickte sie an. Starr sah ich ihr ins Gesicht und erkannte die schwarz verbrannte Masse, die einmal eine helle Haut gewesen war. Man hatte Wikka als schöne Frau bezeichnen können. Das faltenlose Gesicht, die glatten, rabenschwarzen Haare, all das hatte zu ihr gehört, und jetzt sah sie aus wie eine Bestie.

Sie wollte wieder so werden wie früher, um sich unter den Menschen sehen lassen zu können. Wenn ich das Schlangenschwert fand, konnte es ihr vielleicht gelingen Aber war es gut, daß sie wieder so herumlief wie früher? Wurde sie dann nicht stärker?

Diese Überlegungen durfte ich nicht einfach abtun, sondern mußte mich intensiver damit beschäftigen.

Das sagte ich Wikka auch.

»Dann ist dir deine Jane nichts mehr wert?« kreischte sie, weil sie einsah, daß ihre Felle fortschwammen.

»Sie ist nicht mehr meine Jane.«

»Du willst das Schlangenschwert also nicht holen, Geisterjäger?« Ihre Stimme hatte einen drohenden Klang angenommen.

»Davon habe ich nichts gesagt.«

»Aber ich fühle es genau. Ich weiß, wie es in deinem Innern aussieht. Dir paßt mein Vorschlag nicht. Das fühle ich genau, du verdammter Hundesohn. Wenn du mir nicht entgegenkommst, werde ich dich in dieser, in meiner Dimension, killen!«

»Dann hast du gar nichts mehr, Wikka. Und du wirst ewig mit diesem Gesicht umherlaufen.«

Sie lachte blechern. »Ich finde einen anderen. Was meinst du, wie sehr sich dein Freund Suko bemühen würde, wenn ich seine Shao in meiner Gewalt hätte? Überlege es dir!«

Da hatte sie recht. Weder sie noch ich hatten die besseren Karten in der Hand. Das glich sich aus. Jeder war praktisch auf den anderen angewiesen.

»Entscheide dich!« Ihre Stimme klang jetzt drohend. »Bevor ich mich entscheide oder zusage, hätte ich noch eine Frage, Wikka.«

»Los!«

Sie war nervös, das merkte ich, deshalb ließ ich mir auch eine gewisse Zeit. »Was sagt Jane Collins dazu, daß du sie nicht mehr haben willst?«

»Hältst du mich für dumm?«

»Das habe ich nicht gesagt. Ich will nur wissen, wie Jane Collins reagiert.«

»Sie hat nichts dazu gesagt, wenn du das meinst.«

»Dann weiß sie es nicht?«

»So ist es.«

Ich atmete tief ein. »Nur bin ich gespannt, wie du sie mir übergeben willst.«

»Vorausgesetzt, daß ich mein Schlangenschwert bekomme.«

»Das ja.«

»Sie wird davon nichts merken, denn ich versetze sie in einen magischen Schlaf. Wenn sie erwacht, befindet sie sich bei dir, Geisterjäger. Dann allerdings mußt du mit ihr fertig werden.«

»Ist sie wieder normal?«

»In deinem Sinne, ja!«

Selten in meinem Leben ist mir eine Entscheidung so schwer gemacht worden. Ich hatte mich natürlich noch nicht entschieden und nur mehr aus Wikka herauslocken wollen. Weitere Dinge würde sie nicht zugeben, das stand fest.

»Hast du dich endlich entschieden, John Sinclair?«

»Ja. Ich mache es!«

In den Augen der Hexe leuchtete es für einen Moment auf. Nicht länger als ein Gedankenblitz, dennoch war ich mir sicher, daß dieses Aufleuchten eine Reaktion des Triumphes darstellen sollte. Ja, sie hatte mich geködert. Und sie hatte es mit Jane Collins geschafft, der ehemaligen Detektivin und meiner Freundin.

Niemals zuvor hätte ich gedacht, daß ich einmal für Wikka arbeiten würde.

Aber es stimmte.

Ich stand in ihren Diensten.

»Wo kann ich das Schlangenschwert finden? Es muß einen Hinweis

geben.«

»Nein, den gibt es nicht.«

»Und wer war sein Besitzer?«

»Ein Hexenjäger namens Baldur von der Lenne« Sie schüttelte den Kopf. »Mehr kann ich dir nicht sagen, John Sinclair. Finde das Schlangenschwert, löse dieses Rätsel, dann bekommst du Jane Collins zurück wie du sie hast gehenlassen müssen...«

Es waren ihre letzten Worte. Sie hob beide Arme, spreizte die Hände, und plötzlich spürte ich keine Fesseln mehr. Ich konnte mich wieder bewegen.

Abwärts!

Ich raste in die Tiefe, hatte für einen Moment schreckliche Angst, im Nirgendwo zu zerschellen und streckte meine Arme aus. Nur kurz spürte ich einen Widerstand, stolperte mit beiden Fußspitzen, fiel hin, hörte einen Schrei und landete haargenau in der Umkleidekabine, durch deren Spiegel ich in die andere Dimension geschleudert worden war. Den Schrei hatte die Verkäuferin ausgestoßen. Sie stand da, hielt den Vorhang offen und sah mich am Boden liegen. Die neuen Hosen hingen noch auf dem Bügel.

Aus meiner knienden Stellung heraus grinste ich sie an.

»Ist Ihnen schlecht, Sir?«

»Nein, aber ich habe nur eine Reise gemacht.«

»Eine Reise? Wohin denn?«

»Ins Land der Hexen. Ich bin gerade durch den Spiegel wieder zurückgekommen.«

»Aber Sie sind verletzt!«

»Wo?«

»Im Gesicht.«

Ich stand auf, drehte mich um, so daß ich in den Spiegel schauen konnte.

In der Tat zeigte mein Gesicht eine quer verlaufende Schramme

oder Wunde. Aber sie wuchs zu, und als ich mich umdrehte, war davon nichts mehr zu sehen.

Hexenkraft!

Als die Verkäuferin das bemerkte, dreht sie sich auf der Stelle um und rannte fluchtartig weg.

Mit beiden Hosen verließ ich Sekunden später die Kabine. Mir kam schon der Abteilungsleiter entgegen, den die Verkäuferin mitschleppte. Er starrte mich an, während ich lächelte und sagte: »Diese beiden Hosen kaufe ich.«

»Sehr gut, Sir, sehr gut.« Der Mann im blauen Anzug drehte sich zu der Verkäuferin um. »Ich weiß gar nicht, was Sie wollen. Es ist doch alles normal.«

Das Mädchen verdrehte die Augen »Natürlich, Sir, alles ist normal.«

Dann mußte sie sich an einem Tisch festhalten, sonst wäre sie umgekippt...

Wir hielten »Kriegsrat«!

Ich hatte meine Freunde Bill Conolly und Suko zu mir in die Wohnung gebeten, um mit ihnen über das Problem zu sprechen. Oft ist es so, daß gerade Außenstehende bessere Ideen haben, als derjenige, der unmittelbar betroffen ist. Suko und Bill waren natürlich überrascht, und sie warnten mich auch. Bill Conolly sprach es deutlich aus. »Wikka spielt falsch, John, damit mußt du rechnen.«

Er bekam von mir keine direkte Antwort zu hören. Dafür schaute ich Suko an, um seine Meinung zu hören.

Der chinesische Inspektor schloß sich Bills Meinung an »Ich glaube auch, John, daß dies einer der verdammten Tricks dieser Oberhexe ist.«

»Was sollte der Grund sein?«

»Sie will dich in die Finger kriegen und töten«, sagte Bill Conolly.

Damit war ich nun überhaupt nicht einverstanden »Nein Freunde, so läuft das nicht. Sie hatte mich bereits. Ich hing und schwebte wehrlos vor ihr. Sie hätte nur zuzuschlagen brauchen. Wikka drohte sogar, mich zu töten, zu zerstückeln, aber sie tat es nicht. Also braucht sie mich noch.«

»Und wofür?«

»Um das Schlangenschwert zu finden.«

»Du bist also fest davon überzeugt, daß dieses Schlangenschwert existiert?«

»Ja, das bin ich.«

»Und du, Suko?«

Der Inspektor schaute Bill Conolly an »Es ist schwer für mich, eine Antwort zu finden. Wenn ich jedoch alles in Betracht ziehe, was John uns berichtet hat, so glaube ich doch, daß Wikka ihn nicht täuschen will. Wir alle haben doch erlebt, wie sie leidet. Sie will ihr altes Gesicht zurückhaben und die Magie des Hexensteines damit auflösen. Ein anderes Ziel gibt es für Wikka im Augenblick nicht.«

»Und dafür opfert sie Jane Collins?« fragte Bill.

»Ja, das macht sie. Daran erkennst du, wie wertvoll es für sie ist, daß sie ihr altes Gesicht zurückbekommt. Sie würde sogar ihre erste Dienerin opfern.«

»Und das macht mich stutzig«, sagte ich.

Die beiden Freunde schauten mich an Ich zündete mir eine Zigarette an und schaute dem Rauch nach, während ich die Antwort erst einmal in Gedanken formulierte. »Was hätte ich von einer Jane Collins, die dem Satan zugetan ist?«

»Nichts!«

»Genau, Freunde. Gesetzt den Fall, ich bekäme sie wirklich zurück, würde Jane danach trachten, mich auszulöschen Oder liege ich da so falsch?«

»Nein.«

»Gut. Dann kenne ich Wikkas Plan. Sie will erstens das Schlangenschwert und gibt mir zweitens Jane Collins, damit diese versucht, mich umzubringen So hat Wikka zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen.«

Bill Conolly schaute mich verwundert an Mit der rechten Hand strich er sein braunes Haar zurück »Sag mal, John und das hast du dir bieten lassen?«

»Wie?«

»Hast du denn nicht zur Bedingung gemacht, daß man dir Jane, falls du das Schlangenschwert findest, so zurückgibt, wie man sie dir abgenommen hat?«

»Normal, meinst du.«

»Genau.«

Ich nickte. »Klar, darüber habe ich gesprochen, doch Wikka konnte immer ablenken. Das Thema sagte ihr wohl nicht so zu.«

Suko lachte. »Kann ich mir vorstellen.«

»Aber du bist fest auf den Handel eingegangen?« wollte Bill Conolly noch einmal wissen.

»Das bin ich.«

»Ohne Fallen, ohne Hinterhären?«

»Genau.«

Bill schlug sich gegen die Stirn. »Himmel, John, wie willst du etwas finden, von dem du überhaupt nicht weißt, wo du anfangen sollst zu suchen. Das hat ja nicht einmal Wikka geschafft. Mit Hilfe des Teufels hätte es ihr doch leicht möglich sein können, dieses Versteck zu finden.«

»Sie kann aber das Schwert nicht berühren.«

»Was will sie dann damit?« fragte Suko. »Es wäre doch Unsinn, wenn du ihr die Waffe besorgen würdest.«

Ich hob die Schultern. »Freunde, so genau hat sich Wikka leider nicht ausgelassen.«

»Dann ist das alles eine Falle«, sagte Bill Conolly.

Ich hob die Schultern. »Ob Falle oder nicht, ich muß es wagen.«

»Und wo willst du anfangen?«

Ich legte meine Hände gegeneinander und lehnte mich im Sessel zurück. »Sie hat mir einen Hinweis gegeben. Es ist nur ein Name, vielleicht hilft er mir weiter.«

Die Freunde schauten mich gespannt an. Den Namen hatte ich ihnen bisher noch nicht bekanntgegeben, nun floß er über meine Lippen.

»Baldur von der Lenne.«

Bill Conolly verzog die Lippen, Suko schüttelte den Kopf. Ein Zeichen für mich, daß meine Freunde mit dem Namen nichts anfangen konnten. Ich bekam es auch bestätigt.

»Leider kenne ich ihn auch nicht.«

Bill lachte. »Dann such ihn mal. Oder den Staub. Der Kerl war doch sicherlich der Besitzer des Schlangenschwertes.«

»Das stimmt.«

»Baldur von der Lenne«, sagte Suko leise. »Das hört sich ziemlich deutsch an.«

Ich gab ihm recht.

»Hatten wir es nicht einmal mit einem ähnlichen Namen zu tun? Wie hieß der damals in Rumänien?«

»Von Leppe.«

»Ja, der Vampir!«

»Die beiden haben wohl nichts gemeinsam.«

Während Suko und ich redeten, zog Bill Conolly ein nachdenkliches Gesicht. Er murmelte auch den Namen ein paarmal, runzelte die Stirn und schnippte mit den Fingern, um unsere Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

»Hast du des Rätsels Lösung?« fragte ich.

»Ja und nein. Von der Lenne hieß der Knabe. Deutsch hört es sich auch an. Es gibt in Deutschland sogar einen kleinen Fluß, der Lenne

genannt wird.«

»Ehrlich?« fragte Suko.

»Ja, das weiß ich genau.«

»Und wo liegt der Fluß?« hakte ich nach.

»Mitten in Germany. Im Sauerland, glaube ich. Das ist ein bergiges Gebiet, recht hübsch anzusehen. Ich war zwei-oder dreimal in meinem Leben dort, weil ich da in der Nähe mal eine Tropfsteinhöhle besichtigt habe.«

»Da fließt die Lenne?«

»Sicher.« Bill faßte sich an den Kopf und dachte weiter angestrengt nach.

»Die größte Stadt in der Nähe ist wohl Altena. Dort gibt es hoch auf einem Berg auch eine alte Burg. Sie ist noch gut erhalten. Man kann sie auch besichtigen.«

»Über die Historie kennst du nicht viel?« fragte Suko.

»Nein, da müßte man sich erkundigen.«

Bill hatte kaum die Antwort gegeben, als ich mich erhob und zum Telefon ging.

»Willst du dort anrufen?«

Ich hielt den Hörer bereits in der Hand. »Wozu hat man denn gute Freunde in Deutschland.«

»Will Mallmann!« rief Bill. »Genau.«

Ich hatte seine Nummer im Kopf. Hoffentlich erwischte ich ihn im Büro, denn Will Mallmann, der Kommissar vom BKA, war oft dienstlich unterwegs.

Es läutete verdammt lange durch, bevor ich eine Verbindung bekam. Es meldete sich nicht Will, sondern eine Frau. Meine schlimmen Befürchtungen bewahrheiteten sich nicht, denn die Dame versprach, mich mit dem Kommissar zu verbinden.

Ich holte Will aus einer Konferenz. »John!« rief er. »Wenn du so früh anrufst, brennt es irgendwo. Welchen Dämon oder Geist soll ich

jetzt jagen?«

»Gar keinen.«

»Wieso nicht?«

»Ich will nur ein paar Informationen von dir, alter Eisenfresser. Der Name lautet Baldur von der Lenne. Kannst du einmal nachforschen, ob ihr Informationen über ihn habt?«

»Hört sich nach einem Fluß an.«

»Im Sauerland, ich weiß.«

»Mann, du bist aber gut informiert.«

Natürlich sagte ich ihm nicht, daß ich die Information von Bill Conolly bekommen hatte, und verabschiedete mich.

»Dann wollen wir mal warten«, sagte der Reporter und hielt mir sein leeres Glas entgegen.

Er bekam noch einen kleinen Whisky.

Die Wartezeit dehnte sich. Es dauerte fast eine Stunde, bis sich der Apparat meldete. Wir hatten das Telefon vor uns auf den Tisch gestellt. Meine Hand glich der Klaue eines Habichts, als ich zuschnappte und mich meldete.

»Ich bin es wieder!« hörte ich Wills Stimme.

»Erfolg gehabt?«

»Ja.«

Neben mir lag ein kleiner Notizblock. Einen Kugelschreiber hielt ich auch bereit und notierte in Stichworten mit, was mir der deutsche Kommissar zu berichten hatte.

Nach etwa zwei Minuten waren seine Auskünfte erschöpft. Viel hatte er mir nicht sagen können, aber besser als nichts.

»Ist irgend etwas mit diesem von der Lenne?« wollte der Kommissar wissen.

»Vielleicht.«

»Das heißt, du wirst dich wieder in Deutschland sehen lassen?«

»Das ist möglich.«

»Sag Bescheid, wenn ich dir behilflich sein soll.«

»Klar, Will. Und wo bist du zu erreichen?«

»Ich habe im Augenblick keinen auswärtigen Job. Du kannst mich im Büro antreffen.«

»Das ist gut, jedenfalls danke ich dir.« Als ich den Hörer wieder auflegte, schauten mich meine beiden Freunde fragend an.

Bill war der Neugierigere.

»Was hat er gesagt?«

»Baldur von der Lenne hat vor einigen hundert Jahren tatsächlich in Altena gelebt. Allerdings will man an ihn nicht mehr erinnert werden, denn er hat eine Blutspur hinterlassen. Er war ein Hexenjäger, ein Mensch, der tötete und Lust daran verspürte. Aus dem gesamten Umkreis schleifte man die Hexen zu ihm, und er brachte sie mit seinem Schwert um oder verbrannte sie.«

»Und was ist dann mit ihm passiert?«

»Die Geschichte besagt, daß er eines natürlichen Todes starb.«

»Und wo liegt er begraben?« wollte Suko wissen.

»Das weiß niemand.«

»Sein Schwert könnte also mit dem Schlangenschwert identisch sein«, vermutete Bill Conolly. Da stimmte ich ihm zu.

»Dann brauchen wir nur noch das Schwert zu suchen«, fuhr der Reporter fort. »Oder ihn.«

»Auch das.«

Bill sprang auf. »Wann fahren wir also los?«

»Du auch?«

»Klar. Wenn schon jemand mitmischt, dann nicht immer nur Suko. Auch ich bin dabei.«

Suko und ich schauten uns an »Was willst du gegen einen aufdringlichen Reporter machen, John?« fragte mich der Inspektor.

»Nichts«, erwiderte ich.

»Dann auf nach Germany!« rief Bill, sprang in die Höhe und rieb

sich die Hände. »Wäre doch gelacht, Freunde, wenn wir das komische Schlangenschwert nicht finden würden. An mir jedenfalls wird es nicht liegen das verspreche ich euch...«

Als sich die Zweige der Büsche zur Seite drückten sahen sie den düsteren Eingang zur Höhle. Im ersten Augenblick zuckten die beiden Mädchen zurück, weil sie so rasch nicht damit gerechnet hätten, jetzt schon am Ziel zu sein.

Aber es stimmte. Vor den Sechzehnjährigen lag eine Höhle, nach der sie so lange gesucht hatten.

»Mensch, das ist ja irre«, sagte die schwarzhaarige Gaby Schreiber. »Da werden wir sicher etwas finden.«

»Meinst du?« Birgit Lachmanns Antwort klang zögernd. Sie schüttelte sich, als hätte ihr jemand kaltes Wasser über den Rücken gegossen.

»Wieso?«

»Nun ja, das sieht mir so unheimlich aus.« Gaby stemmte ihre kleinen Hände in die Hüften »Wolltest du nun mitmachen oder nicht?«

»Das schon.«

»Na also. Denkst du denn, ich will mich vor den anderen blamieren?«

»Es ist nicht nur verboten, unbekannte Höhlen zu betreten, sondern auch gefährlich.«

Gaby winkte ab. »Wenn du über die Straße gehst, ist das auch gefährlich.«

»Aber wir sind daran gewöhnt.«

Beide Mädchen waren Kinder des Ruhrgebietes. Sie stammten aus Essen. In den Ferien verlebten sie drei Wochen im Sauerland, um ihre Heimat und bessere Luft kennenzulernen.

Sie waren nicht allein aus Essen gefahren, sondern mit einer

Jugendgruppe. In der Nähe von Altena waren sie auf einem Reiterhof untergebracht worden. Dort konnten sie reiten lernen, aber auch anderen Beschäftigungen nachgehen, wie eben das Erforschen der unmittelbaren Umgebung. Dazu gehörten Wanderungen und für die beiden auch das Auskundschaften der Höhlen, denn sie wollten mal ein richtiges Abenteuer erleben. Sie harten die anderen Jugendlichen ebenfalls gefragt. Diese jedoch hatten keinen Bock gehabt, mit auf Wanderschaft zu gehen, so waren die beiden Mädchen dann allein unterwegs.

»Kommst du nun mit?« fragte Gaby Schreiber.

Birgit strich ihr halblanges dunkelblondes Haar zurück. Sie war ein hübsches Mädchen mit verträumt wirkenden Augen. »Was kann denn da auf uns lauern?«

Gaby verzog die Mundwinkel. Mit dem Daumen deutete sie zu Boden.

»Der Teufel bestimmt nicht. Der wohnt tiefer.«

Da mußte Birgit lachen »Ich wäre nicht gegangen, wenn wir keine Taschenlampen dabei gehabt hätten.«

»Das ist klar.« Gaby schob sich an der Freundin vorbei. »Und zu keinem ein Wort, okay?«

»Natürlich.«

Die Mädchen wußten genau, daß es eigentlich verboten war, die Höhlen zu betreten. Wenn solche Besichtigungen durchgeführt wurden, dann nur mit einem Führer, der sich auskannte. Zudem standen die großen Höhlen für Besichtigungen zur Verfügung. Wie die Dechenhöhle, die berühmteste, mit ihren herrlichen Tropfsteinfiguren. Sie hatten den Hang eines Berges hochgehen müssen, um überhaupt das Ziel zu erreichen. Der Weg war ziemlich steil gewesen und hatte in Kehren in die Höhe geführt. Bäume und Büsche wuchsen sehr dicht, sie bildeten einen grünen Schutzwall. Wo er hin und wieder aufriß, bekamen die Mädchen einen Blick ins

Tal und damit auf die Stadt Altena, durch die ein braun wirkender Fluß floß, die Lenne.

Auf der Burg hoch über der Stadt waren sie schon längst gewesen und hatten sie besichtigt. Beide waren vor allen Dingen von dem auch jetzt noch unheimlich wirkenden Gefängnis angetan gewesen, in das die Besucher ebenfalls gehen konnten.

Sie nahmen ihre Taschenlampen und knipsten sie an. Die hellen Lanzen stachen in die vor ihnen liegende Dunkelheit und wanderten über den nassen schwarz schimmernden Fels, in dessen Spalten und Ritzen sich Feuchtigkeit gesammelt hatte. Einen Weg oder Pfad gab es natürlich nicht. Auch war der Boden nicht glatt. Überall lagen Steine. Geröll, über das man leicht stolpern konnte. Die Mädchen schritten in die Stille.

Es war tatsächlich still, denn die Felsen schienen zu schlafen. Aber als sie sich vorsichtig in die Höhle hineinschoben, da hörten sie die pitschenden Geräusche.

Beide Mädchen blieben stehen Im Schein der Lampen sahen ihre Gesichter seltsam käsig aus.

»Das ist Wasser, das von der Decke tropft!« flüsterte Gaby Schreiber.

»Kein Grund zur Panik.«

»Ich habe auch keine Angst.«

»Kam mir aber so vor.«

Birgit stieß ihre Freundin an »Mach keinen Unsinn und geh weiter, Gaby.«

»Klar doch. Vielleicht finden wir noch einen Schatz.«

»Und welch einen?«

»Gold und Edelsteine. Soll ich dir mal ehrlich etwas sagen?« wisperte Gaby. »Ich komme mir vor wie die Hauptperson in einem Märchen.«

»Aber nicht Dornröschen. Da hättest du dich auf dem Schloß in ein

Turmzimmer setzen sollen.«

»Ja, das stimmt.«

Die Mädchen trennten sich. Gaby wandte sich nach links, während Birgit Lachmann die rechte Seite nahm. Es dauerte nicht sehr lange, da waren die beiden Freundinnen von der Faszination der Höhle gefangen worden. Diese unterirdische Welt beeindruckte sie ungemein, und sie kamen sich wirklich wie Eroberer vor.

Daß so eine Höhle auch Gefahren barg, daran dachten sie nicht mehr. Sie gerieten immer tiefer in den Berg. Über ihnen wölbte sich die Decke. Manchmal war sie ziemlich niedrig nicht höher als eine Zimmerdecke, dann wurde sie hoch und erinnerte an die Kuppel einer Kirche. Wenn die Mädchen die Strahlen ihrer Lampen in die Höhle richteten, traf der Kegel auf nasses Gestein.

Nur ihre Schritte waren zu hören. Obwohl beide nicht sprachen, dachten sie das gleiche.

Sie kamen sich wie Störenfriede vor. Eindringlinge, die die schweigende Höhlenwelt vernichteten.

Ob überhaupt jemand vor ihnen diese Welt schon betreten hatte? Es war ein faszinierender Gedanke, unter Umständen zu wissen, daß sie die ersten waren.

Meter für Meter drangen sie in die für sie unbekannte Welt hinein. Manchmal wuchsen die Wände auf die beiden Mädchen zu. Sie verengten sich zu einem Gang, der sie sofort in die nächst größere Höhle hineinführte.

Am Beginn einer solchen Höhle blieben sie stehen. Gaby Schreiber zuckte plötzlich zusammen, als sie etwas Kaltes in ihrem Nacken spürte.

»Was ist geschehen?«

Gaby lachte jetzt. »Nur ein kalter Wassertropfen, der mich haargenau getroffen hat.«

»Sollen wir noch weitergehen?« fragte Birgit.

»Hast du Angst?«

»Na ja. Komisch ist mir schon, wenn ich ehrlich sein soll.«

»Bisher ist nichts passiert, und es wird auch nichts passieren. Diese Höhle hat Tausende von Jahren oder noch mehr gehalten. Weshalb sollte sie jetzt einstürzen?«

»Das meine ich auch nicht. Vielleicht hat sich hier jemand versteckt?«

»Du liest zu viele Romane.«

Birgit schüttelte den Kopf. »Viel weiter gehe ich nicht. Darauf kannst du dich verlassen.«

»Gut, dann nur noch die Höhle hier« Damit war Birgit einverstanden.

Es war die größte, in der sie sich jetzt befanden. Sie fiel auch leicht ab, so daß es nicht einfach war, über das Geröll zu laufen, denn wenn sie gegen die Steine stießen, lösten sich diese sehr leicht und rollten vor ihren Füßen hinab.

Die Höhle war auch nicht gesichert. Es gab keine Führungen, keine Pfade, so daß die beiden Mädchen schon sehr aufpassen mussten. Wie in der bekannten Dechenhöhle, so gab es auch hier Tropfsteingebilde. Allerdings nicht so groß und mächtig wie in der berühmten Höhle.

Überall tropfte kalkhaltiges Wasser von der Decke. An das Pirschen hatten sich beide Mädchen längst gewöhnt, und sie wandten sich jetzt nach links, wo sie in der Wand einige Nischen entdeckten. Beide drehten ihre Arme, so daß die Strahlen der Taschenlampen hineinleuchten konnten.

»Das sieht so aus, als wären sie von Menschenhand hineingeschlagen worden«, flüstert Gaby.

»Glaube ich nicht.«

»Wieso?«

»Hier ist doch alles natürlich.«

Gaby hob die Schultern und ging einen Schritt vor. Ihr Standwinkel zur Höhle war jetzt besser, und sie leuchteten direkt hinein Birgit war zurückgeblieben Als sie den erstaunten Ruf ihrer Freundin vernahm, kam sie rasch näher. »Was ist denn?«

»Mensch, Birgit.« Gabys Stimme klang aufgereggt. Das Mädchen hatte sich gebückt und leuchtete in die Nische hinein. »Du, da steht etwas.«

»Und was?«

»Kann ich nicht genau erkennen. Sieht aber aus wie eine Kiste.«

»Willst du nachschauen?«

»Klar.«

Birgit war ängstlich. »Laß es lieber sein! Das kann gefährlich werden. Wirklich.«

»Unsinn. Denk mal daran, was wir vorhin gesagt haben. Vielleicht ist es tatsächlich eine Schatzkiste.«

»Quatsch, das war doch nur so dahingesagt.«

Gaby erhob sich. »Und jetzt haben wir beide eine Schatzkiste gefunden. Die schauen wir uns an. Komm mit, du mußt mir helfen. Gold und Edelsteine sind schwer. Die Kiste kann ich allein nicht bewegen.«

»Du spinnst.«

»Laß mich doch!« Gaby blieb an der Nische stehen und wartete auf ihre Freundin.

Gemeinsam schauten sie sich das Fundstück aus unmittelbarer Nähe und im Licht ihrer Lampen an.

Birgit schauderte zusammen. »Sieht aus wie ein Sarg«, murmelte sie.

»Nein, das ist eine Kiste mit Dach darauf. Erinnere dich mal an den Rundgang auf der Burg. Da haben wir so eine ähnliche Kiste auch gesehen.«

Jetzt wußte auch Birgit Lachmann Bescheid. »War das nicht eine

Brauttruhe?«

»Genau. Für die Aussteuer der Mädchen aus reichen Elternhäusern. Sogar toll bemalt.«

»Mann, ist das ein Ding.«

»Kannst du wohl sagen.« Gaby drückte ihren rechten Zeigefinger gegen die Stirn. »Dabei frage ich mich nur, wie diese Brautkiste hier überhaupt hinkommt?«

»Keine Ahnung.«

Gaby Schreiber wollte es wissen. »Los, keine Müdigkeit vortäuschen. Wir werden uns die Kiste mal anschauen. Hilf mir bitte!«

Das ließ sich Birgit nicht zweimal sagen. Auch sie hatte jetzt die Neugierde gepackt. Zu Anfang war sie ja skeptisch gewesen, doch eine Brauttruhe war schon etwas Besonderes, außerdem kein Sarg, wie sie zuerst angenommen hatte.

Es war nicht so einfach für die beiden Mädchen, die Kiste aus der Nische zu holen, denn um sie herum lagen Steine, die ein Hindernis darstellten. Sie mußten erst einmal weggeräumt werden. Mit beiden Händen griffen die Mädchen zu und rollten die Steine hinter sich. Als sie das geschafft hatten, konnten sie endlich die Kiste fassen. Sie streckten ihre Arme aus, aber sie hatten nichts, woran sie sich an dem Gegenstand festhalten konnten, denn die Außenseiten der Brautkiste waren durch die Feuchtigkeit rutschig geworden.

»Anheben!« sagte Gaby. Sie war noch immer die forschere der beiden Mädchen.

Fast härteten sie sich die Finger geklemmt, als sie die Kiste anhoben. Sie mußten zweimal anpacken, bis es ihnen gelang, den Gegenstand aus der Felsennische zu ziehen.

»Drücken, drücken!« Gaby keuchte. Nicht nur vor Anstrengung, auch vor Nervosität und Neugierde. Hastig räumte Birgit noch ihre abgelegte Taschenlampe zur Seite, dann setzte auch sie ihre gesamte

Kraft ein. Unter der Truhe knirschte es, als sie über die Steine holperte. »Jetzt reicht es!« sagte Gaby atemlos.

»Und wie sollen wir die Kiste öffnen?«

Gaby reagierte überhaupt nicht auf die Frage ihrer Freundin. Gebückt umschlich sie die Truhe, schaute sich die Seiten an, auch den Deckel, und war verwundert über die Malerei, mit der die Brautkiste verziert worden war.

Sehr interessante Motive, Blumenmuster, frische Blüten mit langen, grünen Stielen, und Gaby Schreiber schüttelte den Kopf.

»Was hast du?« fragte Birgit. »Stimmt etwas nicht?«

»Ich bin überrascht, wie gut sich diese Kiste gehalten hat. Wirklich. Die müßte doch, wenn sie tatsächlich so alt ist, nach all den Jahren längst verfault sein.«

»Dann ist sie präpariert.«

»Das ist möglich.« Gaby nahm die Lampe. Sie leuchtete die Kiste ab, tastete über das Holz und nahm die Finger hastig wieder zurück
»Du, Birgit, das ist eine dicke Lackfarbe. Der hat die Feuchtigkeit wohl nichts ausgemacht. Deshalb glänzt sie auch so komisch.«

Birgit ging darauf nicht ein.

Sie hatte ihre Furcht überwunden und wollte, daß die Kiste geöffnet wurde. »Komm, vielleicht können wir sehen, was sich darin befindet.«

Die Mädchen machten sich an die Arbeit. Sie stellten fest, daß Ober- und Unterteil durch zwei Riegel gesichert waren. Die mußten sie erst einmal losbekommen.

Die Riegel waren verrostet und klemmten fest. Aber die Mädchen wußten sich zu helfen. Schließlich lagen genügend Steine in der Nähe. Zwei, die ihnen stabil und hart genug erschienen, nahmen sie in die Hände und machten sich an die Arbeit.

Es war eine Schufterei. Die Echos der Schläge hallten von den kahlen Wänden zurück. Immer wieder hämmerten sie mit den Steinen

gegen die Riegel. Die Werkzeuge brachen sogar, so daß sich die Mädchen neue Steine besorgen mußten.

Obwohl es kühl in der Höhle war, schwitzten die beiden Abenteurerinnen. Verbissen machten sie weiter. Ihr Forscherdrang war nicht mehr zu stoppen.

Und sie hatten Erfolg. Die Riegel ließen sich bewegen. Noch ein paar Schläge, dann hatten sie es geschafft.

Jetzt war die Kiste offen. Sie brauchten nur noch den Deckel in die Höhe zu hieven.

Beide Mädchen standen auf. Sie atmeten schwer, schauten sich an, und Gaby nickte. »Dann mal los!«

»Was kann darin sein?« fragte Birgit.

»Werden wir gleich sehen. Faß mal mit an, Mädchen. Vielleicht werden wir Millionärinnen.«

Beide bückten sich gemeinsam. Sie legten ihre Hände auf den Deckel der Brautkiste, zogen - und waren überrascht, als er ihnen fast entgegenflog. Jetzt war die Kiste offen.

Beide Mädchen starrten hinein, während Gaby noch mit der Taschenlampe leuchtete.

Geschmeide und Gold hatten sie erwartet. Was sie wirklich fanden, war grauenhaft. Ihre Gesichter verzerrten sich. Birgit fuhr zurück, tauchte in das Dunkel der Höhle.

Gaby hörte ihr Schluchzen, während sie wie gebannt auf der Stelle stand. Sie konnte einfach nicht weg. Alles hatte sie erwartet, nur nicht das, was tatsächlich in der Kiste lag.

Es war ein bleicher Knochenschädel, der aus handhoch liegendem, grauen Staub hervorragte.

Ein Skelett also, ein Mensch, der im Laufe der langen Jahre vergangen war.

So schrecklich der Anblick des Schädels für das Mädchen auch war, etwas anderes, das ebenfalls innerhalb der zum Sarg

umfunktionierten Brautkiste lag, faszinierte sie noch mehr. Ein Schwert!

Gaby Schreiber konnte es kaum glauben. Dort, wo der Skelettschädel des Toten lag, befand sich auch der Schwertgriff. Und er zeigte eine ganz besondere Form. Er schien aus zwei erstarrten Schlangen zu bestehen, die zu einer Grifforrh gewickelt waren. Als das Mädchen den Strahl der Lampe auf diesen Griff richtete, sah es sogar noch die schuppige Haut der Schlangen, die seltsam grau und metallisch glänzte. Auch die Klinge schien etwas Besonderes zu sein. Sie hatte nicht einen Flecken Rost angesetzt. Gaby konnte dies erkennen, als sie ein wenig Knochenmehl zur Seite pustete.

Was hatte sie hier entdeckt?

Sie schluckte, bewegte dabei die Lippen, brachte jedoch keinen Laut heraus, weil der Schock zu tief saß. Sie drehte sich um. Von ihrer Freundin Birgit sah sie nichts. Deshalb rief sie flüsternd in die Dunkelheit: »Birgit, hörst du mich?«

»Ja...«

Eine schwache Antwort klang Gaby entgegen. »Komm schon her, Birgit, das ist einmalig!«

»Ich habe Angst.«

»Hast du noch nie in der Schule einen Skelettkopf gesehen?«

»Schon. Aber das ist etwas anderes.«

»Knochen sind Knochen. Staub ist Staub«, erwiderte Gaby Schreiber knapp. Sie hörte endlich Schritte. Ihre Freundin traute sich näher. Dabei schälte sich ihre Gestalt aus der Dunkelheit. Sie geriet in den Lichtschein der Taschenlampe, wobei ihr Gesicht noch bleicher und käsiger wirkte, als es ohnehin schon war. Gaby hatte ihre Angst abgeschüttelt. »Los, komm her! Schau es dir an! Das ist faszinierend. Mensch, haben wir Glück«

»Glück nennst du das?«

»So eine Entdeckung macht nicht jeder.«

»Ich weiß nicht.« Birgit war neben dem seltsamen Sarg stehengeblieben und hob die Schultern. »Ich kann mich damit wirklich nicht anfreunden, glaub mir.«

»Vergiß den alten Knochenkopf. Sieh dir lieber das Schwert an. Das ist doch irre.«

»Ja, schon...«

»Aber?«

»Laß es, Gaby! Komm wir gehen!«

»Klar, aber mit dem Schwert.«

Birgit erschrak Sie leuchtete mit der Lampe in Gabys Gesicht und blendete sie. Gaby drehte den Kopf zur Seite. »Stell dich nicht an wie ein Mädchen. Bück dich und hilf mir.«

»Aber ich...«

»Mach schon.«

Gaby war die stärkere der beiden. Sie hatte den richtigen Willen, um etwas durchzusetzen. Die beiden Mädchen bückten sich tatsächlich, griffen in das Unterteil der Brautkiste und holten das Schwert gemeinsam hervor.

Die Klinge war nicht besonders breit. Sie besaß mehr die Form eines Degens. Dennoch wunderten sich die Schülerinnen, welch ein Gewicht sie besaß. Sie mußten schon zu zweit anfassen, um das seltsame Schwert aus dem Sarg zu hieven.

»Schneide dich nur nicht«, flüsterte Gaby warnend, weil sich ihre Freundin ein wenig ungeschickt anstellte.

»Nein, nein, es geht schon.«

Vorsichtig hoben die beiden Mädchen das Schwert aus dem Unterteil der Brautkiste. »So, und jetzt laß es mal fallen«, sagte Gaby. Ihre Freundin ließ die Schwertspitze so hastig los, als wäre sie glühend heiß. Sie prallte auf die Steine. Gaby hielt nur den Griff umklammert, und den wollte sie nicht mehr loslassen. Auch nicht, als

sie sich wieder auf den Rückweg machten.

Mit dem Schwert verließen sie die Höhle. Draußen blieben sie stehen und atmeten ein paarmal tief durch.

»Wer hätte das gedacht«, sagte Gaby aufstöhnend. Sie schaute auf das Schwert und schüttelte den Kopf. »Meine Güte, ist das ein Fund.« Sie lachte.

»Und was willst du damit machen?« fragte Birgit Lachmann, die die Waffe mit skeptischen Blicken bedachte.

»Ich nehme sie mit, ist doch klar.«

Birgit schluckte. »Ja, ja«, flüsterte sie. »Das ist klar. Ich habe schon verstanden.«

Das Glück, das den beiden Mädchen bisher hold gewesen war, verließ sie auch weiterhin nicht. Es galang ihnen, ihre Beute ungesehen bis zum Reiterhof zu schaffen und damit auch auf ihr gemeinsam bewohntes Zimmer. Von den anderen Mitgliedern der Jugendgruppe war niemand zu Hause. Sie befanden sich noch alle auf der Wanderung die sie gemeinsam durchführten.

Im Zimmer angekommen, lehnte sich Gaby gegen die Tür und atmete ein paarmal tief durch. Das Schwert hielt sie nach wie vor fest und die Spitze gegen den Boden gestemmt.

Birgit Lachmann hatte auf dem Bett Platz genommen. Es gab zwei Betten. Das eine, in dem Gaby schlief, stand am Fenster, das andere direkt gegenüber. Ein Tisch und ein Schrank waren ebenfalls vorhanden, und zur Dusche führte eine schmale Tür. Die Tapeten waren hell, die Vorhänge bunt gemustert. Insgesamt machte das Zimmer einen sehr freundlichen Eindruck.

»Das hätten wir«, sagte Gaby, löste sich von der Tür und setzte sich.

»Und was machen wir jetzt?« fragte Birgit.

Gaby gab noch keine Antwort. Sie hob die schwere Waffe an und

legte sie hinter sich. »Ich weiß noch nicht, wenn ich ehrlich sein soll.«

»Aber so etwas müssen wir melden.«

»Wem denn?«

»Der Polizei.«

Gaby tippte mit dem Finger gegen ihre Stirn »Sag mal, du hast sie wohl nicht alle.«

»Dann der Heimleitung.«

»Darüber läßt sich reden.«

Birgit wollte zur Tür gehen, doch der Ruf ihrer Freundin hielt sie zurück.

»Nur nicht so hastig, meine Liebe. Das hat alles noch Zeit.«

»Wann denn?«

»Am Abend.« Gaby lächelte.

Ihre Freundin ließ sich wieder zurückfallen. Sie schüttelte den Kopf »Ich weiß nicht, ich weiß nicht, Gaby. Mir ist das alles viel zu unheimlich. Du bringst uns in des Teufels Küche.«

»Teufel ist gut.«

»Wieso?«

»War nur so dahingesagt.«

Birgit schaute ihre Freundin lauernd an »Das glaube ich dir nicht, Gaby. Du hast dich verändert. Ich spüre das, wirklich.«

»Und wie?«

»Du bist anders geworden. So seltsam und komisch. Glaub mir das, meine Liebe.«

»Vielleicht hat mich das Schwert verändert.«

»Was?«

»Ich meine nur. Es ist schließlich eine besondere Waffe. So eine hat nicht jeder.«

»Ja, das stimmt. Deshalb bin ich auch dafür, daß wir es wieder zurückbringen.«

Gaby lachte. »In die Höhle?«

»Zum Beispiel.«

»Das glaubst du doch selbst nicht, daß ich den Weg wieder zurückgehe. Nein, da habe ich die Nase voll.«

»Dann mache ich es.«

»Du machst gar nichts«, erklärte Gaby Schreiber. »Hast du verstanden? Nichts!«

Birgit Lachmann schluckte. »Hör mal, was erlaubst du dir eigentlich mir gegenüber? Das ist eine Frechheit, mich so zu behandeln. Bin ich etwa dein Lakei?«

»Nein, das nicht. Aber ich gebe hier den Ton an.«

Birgit sprang auf. »So weit kommt es noch.« Sie streckte ihren Arm aus.

»Ich gebe dir eine Bedenkzeit. Bis heute abend mußt du dich entschieden haben. Wenn nicht...« sie holte tief Luft, »ist es aus zwischen uns. Ich will das Ding nicht mehr hier im Raum haben. Habe ich mich klar genug ausgedrückt?«

»Du hast zumindest sehr laut gesprochen.«

»Dann richte dich danach.«

Birgit nickte Gaby noch einmal zu und verließ das gemeinsame Zimmer. Mit einem lauten Knall fiel die Tür hinter ihr ins Schloß. Gaby Schreiber aber blieb sitzen. Ihre Lippen waren zu einem seltsamen Lächeln verzogen, als sie auf die geschlossene Tür blickte, und in ihren Augen lag ein Glanz, wie sie ihn nicht kannte.

In der Tat hatte sie sich verändert. Das spürte sie selbst. Sie dachte jetzt anders, als noch vor wenigen Stunden. Aber es waren keine guten Gedanken, die in ihrem Inneren flössen, sondern böse und für sie irgendwie abstrakt wirkend.

Sie reckte sich, drückte den Rücken durch und legte sich lang auf das Bett. Dabei hatte sie das Schwert ein wenig zur Seite geschoben, damit sie sich neben die Waffe legen konnte.

In Augenhöhe lag der seltsame Schlangengriff. Gaby betrachtete die ungewöhnliche Form.

Er war wirklich außergewöhnlich, und erst jetzt, bei genauem Hinschauen, erkannte sie, daß sie sich die ganze Zeit über getäuscht hatte. Der Schwertgriff bestand nicht nur aus zwei Schlangen, sondern aus drei ineinander verschlungenen Reptilien, die merkwürdigerweise knallrote Augen besaßen.

Sie waren nicht sehr groß. Im Umfang zu vergleichen mit den Perlen einer normalen Kette.

Die rote Farbe der Augen erinnerte das Mädchen an geronnenes Blut. Sie hob die Hand und fühlte vorsichtig mit der Fingerspitze nach, ob es auch stimmen konnte.

Kaum hatte sie ein Auge berührt, da zuckte die Hand zurück. Das Auge hatte sich wirklich seltsam angefühlt.

Schwammig, sogar leicht feucht, als wäre es mit einer Flüssigkeit gefüllt. Die auf dem Bett liegende Gaby Schreiber schluckte. Der Griff des Schwertes und ihr Gesicht befanden sich so dicht zusammen, daß zwischen ihnen nur die Breite einer Hand paßte.

Die Köpfe der Schlangen befanden sich oberhalb, genau am Ende des Griffes. Unten und am Beginn der Klinge ringelten sich die Körper auseinander, allerdings nur zwei, denn der dritte Schlangenkörper war mit den anderen beiden verschlungen.

Je länger sie auf den Griff schaute und je intensiver sie sich die Schlangen ansah, um so stärker wurde das Gefühl, das die drei Schlangen gar nicht tot waren.

Sie lebten...

Gaby atmete hastig.

Jetzt sah sie sehr deutlich, daß sich sogar die Augen bewegten. Sie rollten in den schmalen Köpfen, und auch die Klinge selbst nahm einen anderen Glanz an. Sie wurde wesentlich heller. Es war eine Mischung aus blau und weiß. Das durch das Fenster fallende Licht

konnte die Klinge nicht treffen, es fiel genau daneben, somit mußte das geheimnisvolle Leuchten eine andere Ursache haben. Gaby war geschockt und fasziniert zugleich. So etwas hatte sie noch nicht erlebt, und sie vernahm plötzlich eine Stimme in ihrem Kopf, während sie gleichzeitig das Gefühl einer seltsamen Müdigkeit übermannte und die Mattheit durch all ihre Glieder kroch. Es war ihr nicht mehr möglich, sich zu erheben oder dem eigenen Willen zu gehorchen, obwohl sie es gern gewollt hätte, aber die anderen, fremden Kräfte waren stärker als sie.

Sie hielten sie umfangen!

»Hörst du mich, Gaby?«

Die männliche Stimme war da, obwohl sich niemand im Zimmer befand. Und sie drang aus dem Schwert, das neben dem Mädchen lag. Die Waffe sprach zu ihr!

Ein Schauer rann über den Rücken des Mädchens. Angst bekam sie ebenfalls, obwohl diese gleichzeitig mit einer gewissen Neugierde gepaart war. »Ich höre dich. Wer bist du?«

»Baldur von der Lenne, der Hexenjäger. Und du hast es geschafft, den alten Bann zu brechen!«

»Welchen Bann?«

Ein leises Lachen klang aus dem Schwert.

»Das will ich dir sagen. Vor langer Zeit, als ich noch die Hexen jagte und sie tötete, da nahte auch mein Ende. Aber ich wollte nicht so sterben, ich wollte mein Schwert mitnehmen, das mich mein Leben über begleitet hatte. Deshalb stieß ich es mir kurz vor meinem Tod in den Hals. Ich starb, aber das Schwert nicht, und mein Geist ebenfalls nicht, denn er ist mit dem Schwert vereint. Wir bilden eine Gemeinschaft, eine Symbiose. Hinzu kommt die Schlange. Seit Urzeiten verkörpert sie den Begriff des Bösen. Die Schlange kann man nicht töten, sie wird immer überleben, denn auch das Böse überlebt. Ich bin das beste Beispiel, denn ich habe den Tod

überwinden können. Die Schlange, das Schwert, mein Geist - sie zusammen haben die Hexen vernichtet.«

»Wann hast du sie getötet?« fragte Gaby.

»Vor langer Zeit, als ich in dieser Gegend lebte. Ich war oft auf der Burg. Man hat mir die Hexen zugetrieben, die ich köpfen konnte.«

»Und jetzt?« fragte Gaby.

»Wirst du das Schwert nehmen. Denn du bist meine Nachfolgerin. Weißt du, was das bedeutet?«

»Ich... ich soll töten?«

»Ja, du wirst töten. Das heißt, das Schwert wird es für dich erledigen. Es spürt Feinde und Hexen auf. Du brauchst nichts anderes zu machen, als es zu führen. Alles andere überlasse mir, dem Hexenjäger Baldur von der Lenne.«

»Aber wieso jetzt gerade? Warum habe ich dich gefunden?«

Da hörte sie das Lachen. »Weil ich es so gewollt habe. Ich spürte im Reich der Toten, daß jemand nach mir fassen will. Es ist einer unterwegs, um das Schlangenschwert an sich zu nehmen, denn einer will es unbedingt bekommen.«

»Wer ist es?«

»Eine Frau, eine Hexe, die die Kraft des Schlangenschwertes kennt. Sie will sich damit heilen, aber es darf ihr nicht gelingen, die Waffe in die Hände zu bekommen. Damit muß sie vernichtet werden. Wirst du das auch übernehmen?«

»Ich tue alles für dich.«

Die Stimme lachte. »Das ist gut, meine liebe Gaby. Du bist von nun an meine Dienerin, du gehörst zu mir und wirst meinen Befehlen gehorchen. Wenn du das tust, kann es dir nur gutgehen, denn auch mir und meinen Adepten ging es früher sehr gut, wenn sich die Diener nur nach mir gerichtet haben.«

Gaby Schreiber hatte sich wieder auf den Rücken gelegt. Sie atmete schwer. Es war ein wenig zuviel, was auf sie in den letzten Minuten

eingestürmt war.

Ihr hatten sich völlig andere Welten eröffnet. Sie war mit Magie konfrontiert worden, und darüber konnte sie kaum hinwegkommen. Auch hatte sie die Stimme gehört, aber es war ihr nicht möglich gewesen, den Sprecher zu sehen.

Wo steckte er? Das wollte sie herausfinden, deshalb formulierte sie mit zitternden Lippen die nächste Frage: »Wo hältst du dich verborgen, Baldur von der Lenne? Zeige dich mir!«

»Willst du mich denn sehen?«

»Ja, ich will es!«

»Dann drehe dich um und schaue genau auf die Klinge des Schlangenschwerts. Da wirst du mein Gesicht sehen.«

Gaby Schreiber hatte plötzlich Angst vor der eigenen Courage. Sie zögerte, sich dem Unerklärlichen zu stellen, denn sie empfand es bisher noch als Traum.

»Sieh mich an!«

Sie konnte nicht mehr anders, drückte ihren Oberkörper hoch und schaute auf die Klinge.

Sie sah das Gesicht. Ihre eigenen Züge erstarrten. Nie hätte sie so etwas für möglich gehalten, aber es war keine Täuschung. Das Gesicht des Baldur von der Lenne zeigte sich auf oder in der Schwertklinge. Dabei war es sehr deutlich zu sehen.

Eine bräunliche Haut besaß der Geist. Kalte Augen leuchteten in den tiefliegenden Höhlen. Sie besaßen einen blauen, stählernen Schimmer. Die Nase wirkte wie ein Klumpen, der Mund bildete zwei dünne Striche, dafür war die Kinnpartie ausgeprägt.

Ein schauriges, unheimliches Bild, das sich innerhalb der Schwertklinge abzeichnete und allmählich verblaßte. »Ist es gut so?« hörte sie wieder die Stimme.

»Ja, ich habe dich nun gesehen.«

»Und glaubst du mir jetzt?«

»Auch das!«

»Noch einmal. Du stehst nun auf meiner Seite. Wer gegen dich ist oder dich stören will, wird von dem Schwert vernichtet. Dabei brauchst du es nicht einmal selbst zu führen. Es reagiert auf deine Gedanken, denn sie und meine Kraft leiten es dem eigentlichen Ziel zu. Sobald jemand kommt, der etwas von dir will oder dir nicht wohlgesonnen ist, reagiert es. Setze meine Taten fort. Auch heute gibt es noch Hexen. Und du wirst sie aufspüren, das andere übernimmt das Schwert...«

Es waren die letzten Worte, die Gaby Schreiber vernahm. Als sie Verklungen waren, drehte sie sich um und schaute auf die Klinge. Kein Gesicht war mehr zu sehen. Sie sah völlig normal aus. Nur noch der leichte blaue Schimmer.

Gaby stöhnte. Sie schlug die Hände vor ihr Gesicht. Weinen konnte sie nicht. Sie überlegte, ob die Worte des Baldur von der Lenne tatsächlich stimmten. Wie konnte jemand, der schon viele Jahrhunderte tot war, in der Klinge erscheinen? Das ging über ihren Verstand, so etwas begriff sie nicht.

Plötzlich hörte sie Schritte.

Sie näherten sich sehr schnell der Tür. Am Klang glaubte Gaby, ihre Freundin Birgit Lachmann zu erkennen. War sie ihr wohlgesonnen? Gaby schaute auf die Tür. Deshalb achtete sie nicht auf das neben ihr liegende Schwert, das sich plötzlich selbstständig machte und in die Höhe schwebte.

Es befand sich bereits eine Armlänge über dem Bett, als Birgit Lachmann in diesem Augenblick wuchtig die Tür auframmte. Da raste das Schwert los.

Und Gaby schrie auf!

Wir befanden uns mal wieder in Deutschland. Es ging um sehr viel, deshalb hatte Sir James, unser Chef, auch nichts dagegen gehabt, daß

wir zu zweit flogen.

Eigentlich ja zu dritt, denn wir hatten Bill Conolly den Plan nicht mehr ausreden können. Kommissar Mallmann hatten wir keinen Bescheid gegeben. Sein Eingreifen war unserer Ansicht nach nicht erforderlich. Bis Köln waren wir geflogen und harten uns dort einen Leihwagen genommen.

Ein geräumiger BMW stand uns zur Verfügung, und vom Flughafen bis zur Autobahn nach Olpe war es nur ein Katzensprung. Danach fuhren wir noch ein Stück in Richtung Dortmund, um in Lüdenscheid abzubiegen. Wir passierten einige kleine Orte und erreichten das Städtchen Altena gegen Mittag.

Uns fielen zahlreiche Fabriken auf, und wir sahen des öfteren auf den Verladehöfen der Fabriken gewaltige Drahtrollen liegen, denn Altena ist ein Zentrum der Drahtindustrie.

Berge umrahmten die Stadt. Das Lennetal kam mir ziemlich eng vor. An der Lenne mußten wir auch entlang, um in die City zu gelangen. Verabredet waren wir mit dem obersten Polizeichef der kleinen Stadt, denn wir wollten keinesfalls auf eigene Faust agieren. Nach zweimaligem Fragen hatten wir den Weg gefunden und betraten das Polizeigebäude.

Die Menschen waren freundlich. Man brachte uns bis zum Vorzimmer des Beamten, wo wir ein wenig warten mußten, denn der Mann befand sich in einer Besprechung.

Eine ältere Frau bot uns zu trinken an, was wir dankend annahmen. Der Saft war gut gekühlt und schmeckte.

»Dr. Enkbach wird gleich kommen, es dauert nicht lange«, sagte die ältere Dame, bevor sie sich wieder ihrer Schreibmaschine widmete. Sie hatte recht. Unsere Gläser waren noch zur Hälfte gefüllt, als sich die Tür öffnete und Dr. Enkbach erschien. Ein hochgewachsener Mann in den Fünfzigern. Er trug eine blaß wirkende Brille und hatte das graublonde Haar nach hinten gekämmt.

»Die Herren aus England, nicht wahr«, sagte er zur Begrüßung und streckte seine Hand aus.

Nachdem wir die Begrüßung hinter uns hatten, wurden wir in das Büro gebeten. Es war ziemlich nüchtern eingerichtet, ohne großen Pomp, aber wir fanden alle Platz.

»Ihr Besuch ehrt und freut mich zwar«, begann Dr. Enkbach, »doch die genauen Umstände sind mir noch immer nicht bekannt. Deshalb wäre ich Ihnen für aufklärende Worte sehr dankbar.«

»Das können Sie haben«, sagte Bill Conolly. »Es geht um etwas, das in Ihrer Vergangenheit begraben liegt.«

Der Mann wurde blaß. »In meiner?«

»Nein, nein, so habe ich das nicht gemeint. In der Vergangenheit dieser Stadt oder des Kreises. Eine Sache, die schon einige hundert Jahre zurückliegt.«

Dr. Enkbach wiegte den Kopf. »Das ist wirklich schwer. Ich weiß nicht, ob ich der richtige Mann für Sie bin. Ein Historiker wäre da vielleicht besser.«

»Mit ihm müssen wir auch noch reden«, übernahm ich das Wort. »Aber wie es so ist, wollen wir uns erst einmal an die Kollegen wenden, wenn wir uns in einem fremden Land befinden.«

Dr. Enkbach fühlte sich geschmeichelt und hob die Schultern. »Wenn Sie das so sehen, muß ich Ihnen natürlich recht geben. Aber worum geht es denn eigentlich?« Er beugte sich auf seinem Stuhl vor und legte die Hände gefaltet auf den Schreibtisch.

»Um eine Person, die sich Baldur von der Lenne nennt.«

Dr. Enkbach versuchte zu lächeln. Es wurde mehr eine Grimasse, und er schüttelte den Kopf. »Damit kann ich leider nichts anfangen.«

»Sie müssen den Namen gehört haben«, sagte Suko.

»Nein, ich...«

»Kennen Sie nicht die Heimatgeschichte?« Diese Frage stellte Bill Conolly. »Sind nicht in der Umgebung von Altena Hexen gejagt,

verbrannt und geköpft worden?«

»Ja, das schon...«

»Und Sie haben eine prächtige Burg. Sie hätte einen guten Unterschlupf für Hexenjäger abgegeben...«

Dr. Enkbach ließ Bill Conolly nicht erst ausreden, sondern schlug sich mit der flachen Hand gegen die Stirn. »Natürlich«, sagte er, »jetzt weiß ich es. Von der Lenne, der Hexenjäger aus alter Vergangenheit. Stimmt doch - oder?«

Ich hob die Schultern. »Wenn Sie sich daran erinnern, dann muß es die Wahrheit sein.«

Dr. Enkbach nickte und stützte sein Kinn auf die Hand. »Himmel, was war das eine Zeit! Grausam und blutrünstig. Dieser von der Lenne stand dabei an erster Stelle. Man kennt ja nur die Überlieferungen. Er soll Hunderte von Hexen geköpft haben. Mit seinem Schwert, das etwas Besonderes gewesen sein muß.«

»Gibt es darüber noch Unterlagen?« wollte ich wissen. Er schüttelte den Kopf.

»Nicht oben im Schloß, wo er gestorben ist. Vielleicht im Stadtarchiv.«

»Woher wissen Sie von ihm?« fragte Suko interessiert.

»Wir haben als Kinder davon gehört. Als Erwachsener spricht man kaum über solche Dinge. Deshalb sind sie auch ein wenig bei mir in Vergessenheit geraten. Ich mußte ja erst nachdenken, als Sie den Namen erwähnten. Und deswegen sind Sie aus London hier nach Altena gekommen, um mich dies zu fragen?« Er schaute uns erstaunt an. Für ihn war es wohl ein Herausschmeißen von Steuergeldern.

Ich schwächte ab. »Nicht ganz, lieber Dr. Enkbach. Sie hätten uns diese Frage auch telefonisch beantworten können, aber wir suchen diesen Hexenjäger und vor allen Dingen dessen Schwert. Dazu müßten wir wissen, wo von der Lenne begraben liegt.«

Der Mann war sprachlos. Er öffnete den Mund, schaute uns an und

bekam den Mund kaum zu. »Ist das Ihr Ernst?« erkundigte er sich sehr vorsichtig.

»Ja.« Bill Conolly nickte. »Wir meinen es immer ernst, denn Spaß können wir nicht vertragen.« Dabei grinste mein Freund.

Dr. Enkbach nahm den Doppelsinn dieser Worte überhaupt nicht zur Kenntnis. Er schüttelte den Kopf und schluckte ein paarmal, während er auch noch Luft holte. »Das begreife ich nun wirklich nicht. Da kommen Sie aus einem anderen Land und wollen wissen, wo jemand begraben liegt, der vielleicht schon zu Staub zerfallen ist. Ja, ganz bestimmt sogar.«

»Uns geht es um das Schwert«, erinnerte Suko.

»Was wollen Sie denn damit?«

»Es erst einmal finden«, wich der Inspektor einer direkten Antwort geschickt aus.

»Ich kann Ihnen dabei nicht helfen. Ehrlich nicht«, erklärte Dr. Enkbach.

»Wieso?«

Der Mann schaute Bill Conolly an. »Weil ich selbst nicht weiß, wo man diesen Hexenjäger und damit auch sein Schwert begraben hat. Das müssen Sie mir glauben.«

»Hat man nie danach geforscht?« wollte ich wissen.

»Das schon«, gab Dr. Enkbach zu. »Nur verlieren sich die Spuren im Dunkel der Geschichte.«

»Was sagt denn die Historie konkret?«

»Soviel ich weiß, ist dieser Hexenjäger auf dem Schloß oben umgekommen. Während einer Belagerung muß es gewesen sein. Er hatte immer zwei Adepten. Die müssen ihn weggeschafft haben. Geheimgänge und Stollen gibt es genug. Irgendwo haben sie ihn dann wohl begraben, und das Schwert natürlich mit, denn es ist nirgendwo mehr aufgetaucht.«

»Hat man denn nicht nachgeforscht?«

»Doch, aber erst später. Schließlich waren damals viele Menschen froh, daß von der Lenne nicht mehr existierte. In neuerer Zeit erst erinnerten sich die Historiker wieder an ihn. Aber es gibt einfach zu viele Unwägbarkeiten und zu wenig Spuren, so daß alle Nachforschungen im Nichts endeten. Sie brauchen sich nur einmal die Umgebung hier anzusehen. Da gibt es nicht nur die Berge, sondern auch zahlreiche Höhlen, die als Versteck dienen können.«

Das klang alles nicht sehr ermutigend, was uns dieser gute Mann da mitteilte. Ich sah an den betretenen Gesichtern meiner Freunde, daß sie ähnlich dachten wie ich.

»Sie sind enttäuscht, nicht?« fragte er.

Ich nickte. »Das kann man wohl sagen«, faßte ich für alle zusammen.

»Sie wissen auf jeden Fall nicht mehr?«

»Nein.«

»An wen kann man sich noch wenden?« stellte Bill die Frage.

»Wir haben hier einige Heimatkundler, die sich vor allen Dingen mit der Geschichte der Burg Altena beschäftigt haben. Unter Umständen sollten Sie sich mit einem dieser Herren in Verbindung setzen. Sie können Ihnen vielleicht mehr sagen. Mich würde es jedoch interessieren, aus welch einem Grund Sie das Schwert überhaupt brauchen?«

»Das ist eine sehr lange Geschichte«, erwiderte ich. »Ihnen diese zu erklären, wäre vielleicht falsch, da wir uns selbst nicht sicher sind und erst Beweise brauchen. Sollten wir mehr erfahren, sagen wir Ihnen unverzüglich Bescheid.«

Nach diesen Worten erhob ich mich. Meine beiden Freunde taten es mir nach. Auch Dr. Enkbach blieb nicht mehr sitzen.

Über den Schreibtisch hinweg reichten wir uns die Hände. Am Gesichtsausdruck des Mannes erkannte ich, daß er ein wenig enttäuscht war. Verständlich aus seiner Sicht, denn unsere

Informationen waren sehr spärlich geflossen.

Eine Bitte hatte ich noch. »Würden Sie uns vielleicht die Namen der entsprechenden Herren geben, die uns weiterhelfen...?«

Da wurde die Tür aufgestoßen. Die Sekretärin, die wir schon zuvor kennengelernt hatten, stand auf der Schwelle und entschuldigte sich mit haspelnden Worten für die Störung.

»Was ist denn passiert?« fragte Dr. Enkbach.

»Etwas Grauenhaftes.«

»Was?«

»Zwei Morde!«

Der Mann wurde bleich. »Wo?«

»Am Reiterhof. Ich weiß mehr auch nicht, aber es muß furchtbar gewesen sein...«

»Können wir mitfahren?« fragte ich.

»Natürlich, natürlich«, sagte Dr. Enkbach, hastete zum Telefon und tippte eine Nummer.

Ich hatte das Gefühl, den Beginn des roten Fadens in der Hand zu halten...

Das Schwert war nicht zu stoppen!

Auch nicht durch Gabys Schreien, die die schrecklichen Folgen ahnte, sie aber nicht verhindern konnte. Ebensowenig wie ihre Freundin Birgit Lachmann.

Auf der Schwelle des Raumes stand sie und war in der Absicht gekommen, Gaby Schreiber dazu zu bringen, die alte Waffe wieder abzugeben. Das hatte die magische Klinge gespürt, und sie wurde vom Geist des Hexenjägers geleitet. Ihr Ziel war Birgit!

Die konnte es einfach nicht fassen. Sie war ahnungslos hergekommen, sah jetzt die Klinge und wußte Bescheid.

Sie öffnete den Mund. In ihren Augen paarten sich Todesangst und Panik, aber es gelang ihr weder auszuweichen noch einen Schrei

auszustoßen. Das Schwert traf voll.

Die Klinge durchbohrte sie. Birgit wurde nach hinten getrieben. Sie taumelte, hatte Mühe mit dem Gleichgewicht, wankte von einem Türpfosten zum anderen und torkelte dann nach vorn, als würde sie von einem Band gezogen.

Sie wankte in das Zimmer. Biut rann aus der Wunde, tropfte zu Boden und hinterließ eine Spur.

Gaby Schreiber konnte nicht mehr. Sie stand auf dem Fleck und starrte nach vorn Ihr Blick war auf Birgit gerichtet, in deren Körper das Schwert steckte.

Das Mädchen näherte sich immer mehr ihrem Bett. Sie Schritte wurden langsamer, quälender, dann kippte sie nach vorn und blieb mit dem Kopf zuerst auf dem Bett liegen.

Das Schwert aber zog sich zurück Als würde eine unsichtbare Hand seinen Griff umfassen, so wurde es aus dem Körper gezogen und blieb neben dem Mädchen auf dem Boden liegen.

Gaby Schreiber konnte nichts tun Sie war zu einem menschlichen Denkmal erstarrt. Daß sie trotzdem ging und die Tür schloß, tat sie automatisch.

Danach blickte sie auf das Schwert.

Es lag neben dem Bett. Die Klinge zeigte jetzt einen rosaarbenen Film, sie war schrecklich anzusehen aber noch schrecklicher Gabys Freundin Birgit.

Eine Tote!

Es konnte überhaupt nicht anders sein. Birgit mußte gestorben sein, denn so eine Verletzung überlebt niemand. Gaby fühlte die Tränen, die hochsteigen wollten, aber sie konnte einfach nicht weinen, es gab in ihrem Kopf ein zu dumpfes Gefühl, und gleichzeitig wirbelten die Gedanken, so daß das Chaos perfekt wurde.

Neben der halb auf dem Bett liegenden Birgit Lachmann ging sie in die Knie. Sie faßte ihre Freundin an der Schulter, drückte dagegen,

um den Körper herumzurollen.

Es gelang ihr nur mit Mühe. Als sie es endlich geschafft hatte, schlug der Körper auf den Boden, und dieses dumpfe Geräusch ging Gaby Schreiber durch und durch.

Sie schauderte zusammen, starnte ins Leere und hörte plötzlich die Stimme.

»Schau sie an! So ergeht es deinen Feinden und denjenigen, die dir nicht wohlgesonnen sind.«

Gaby blickte nach vorn. Das Schwert hatte Birgit in der Körpermitte getroffen. Es sah grauenhaft aus. Das Blut, das bleiche Gesicht, auf dem noch der Schrecken stand und die gebrochenen Augen. Sie war tot!

Es hämmerte in Gabys Kopf.

Immer nur dieses eine schreckliche Wort: Tot! Und sie trug die Schuld. Bisher hatte Gaby Schreiber noch nie einen toten Menschen gesehen. Ausgerechnet jetzt mußte es ihr passieren, und dann war es noch ihre beste Freundin, die sie indirekt umgebracht hatte. Gaby schaute in das bleich gewordenen Gesicht und sah die gebrochenen Augen. Starr blickten sie gegen die Decke. Sie hatte immer gehört, daß man Toten die Augen schließen sollte. Das tat sie auch und drückte ihrer Freundin die Augen zu.

Es war ein letzter Dienst, mehr konnte sie nicht für Birgit Lachmann tun. Dabei kniete sie neben der Leiche. Ihre Hände fanden zueinander. Gaby wollte ein Gebet sprechen, doch dagegen hatte der Geist etwas.

»Laß es!« zischte er.

Gaby erschrak. Sie schaute sich um. Ihr Blick traf die Schwertklinge, und abermals sah sie dort schwach das Gesicht des Unheimlichen abgebildet! Er starrte sie an, die Lippen bewegten sich kaum sichtbar, aber seine Stimme schien von allen Seiten auf die kniende Gaby einzuströmen.

»Ich will keine Gebete hören. Gebete sind Gift! Hast du mich verstanden?«

»Ja!« hauchte das Mädchen. Sie löste die Hände wieder, denn sie wußte, daß der andere stärker war.

Und sie begann damit, über ihr Schicksal nachzudenken. Dabei stellte sie fest, daß sie ein normales Leben nicht mehr führen konnte. Sie hatte sich in die Abhängigkeit eines schrecklichen Dämons begeben, war jetzt seine Dienerin und mußte alles tun, was der andere verlangte. Denn er war der führende Geist, der sie gnadenlos unter seine Knute zwang.

Was sollte sie jetzt tun?

Man würde die Tote entdecken, und man würde feststellen, wie sie ums Leben gekommen war. Von dieser Tatsache aus war es kein weiter Sprung mehr bis zu ihr, denn man würde ihr auf die Schliche kommen, egal, was auch geschah.

Mörderin!

Ein Wort nur, aber es sagte alles. Schuldgefühle überkamen sie. Gaby Schreiber konnte den Anblick der Toten nicht mehr ertragen. Sie drehte den Kopf zur Seite und schluchzte auf.

Als sie zu ihrem Bett ging flatterte sie am ganzen Körper. Angst und Grauen preßten ihr Herz zusammen. Es fiel ihr schwer, Luft zu holen. Das Bett tanzte vor ihren Augen. Sie mußte sich am Schrank abstützen und preßte dabei ihre heiße Stirn gegen das Holz, während weiterhin Tränen aus ihren Augen rannen.

Was sollte sie tun?

Sie selbst konnte nichts machen. Da war ein anderer, der sie führte und ihr Befehle gab. Ihm mußte sie jetzt Tribut zollen, und seine Stimme hörte sie abermals.

»Ich habe dich in den letzten Minuten in Ruhe gelassen Nun aber wird es Zeit, daß du etwas unternimmst.«

Gaby drückte sich vom Schrank ab. »Nein!« keuchte sie. »Ich will

es aber nicht...«

»Du kannst nicht mehr zurück!« erklärte ihr die Stimme hohnlachend.

»Wer einmal in die Dienste eines Baldur von der Lenne getreten ist, kann nicht mehr heraus. Das solltest du wissen. Es sein denn, ich entlasse ihn aus meinen Diensten, dann aber endet dies zumeist mit dem Tod meines Dieners.«

»Dann bring mich doch um!« schrie Gaby. »Verdammt, tu es!«

»Das möchtest du wohl, wie? Nein, so weit sind wir noch nicht. Ich töte dich nicht, denn du bist eine Auserwählte. Du wirst das weiterführen, was ich aufgebaut habe. Hast du mich verstanden?«

»Das habe ich!«

»Und wirst du mir folgen?«

»Was bleibt mir übrig? Nichts, ich weiß!«

»Gut, daß du es einsiehst.« Die Stimme setzte noch ein leises Lachen hinterher. »Nun zu etwas anderem. Es ist klar, daß du nicht hierbleiben kannst, meine Liebe. Du wirst also aus dem Zimmer verschwinden und das Schwert mitnehmen.«

»Wohin soll ich gehen?« hauchte Gaby.

»In die Wälder, denn ich spüre, daß Gefahr auf uns zukommt. Du wirst auf die Männer lauern, die dir das Schwert wegnehmen wollen, und du wirst sie töten.«

»Welche Männer sind das?«

»Fremde. Du kennst sie nicht. Sie kommen aus einem anderen Land, aber sie wollen das Schwert, denn da gibt es noch jemand, der seine heilenden Kräfte genau erkannt hat. Mit dieser Klinge kann man nicht nur töten, sondern auch heilen Sie enthält viele Geheimnisse, die nach und nach gelüftet werden Nimm es jetzt und geh. Sollte etwas passieren, wird sich das Schwert schon darum kümmern, dessen kannst du sicher sein. Klar?«

»Ja, ich habe verstanden!« Gaby kam sich vor wie in einem Traum.

Alles, was sie tat, geschah automatisch. Sie bückte sich, hob die Waffe hoch und nahm sie an sich.

Jetzt wunderte sie sich, wie leicht das Schwert war. Sie brauchte längst nicht die Kraft aufzuwenden wie in der Höhle, als Birgit und sie das Schwert gefunden harten. Es schien für sie angefertigt zu sein.

»Ja, es steht dir gut«, sagte von der Lenne. »Du wirst es führen können, als hätte es sich schon immer in deinem Besitz befunden. Und setze es ein. Wenn du es nicht freiwillig machst, werde ich dich dazu zwingen. Nun geh, du hast in diesem Raum nichts mehr verloren.«

Das hatte Gaby Schreiber tatsächlich nicht mehr. Nicht einen Blick warf sie noch auf die Leiche. Mit steifen Schritten bewegte sie sich auf die Tür zu, öffnete sie und schaute in den Gang.

Er war leer.

Dennoch hörte sie Stimmen. Sie klangen aus der großen Küche, wo man bereits das Abendessen vorbereitete. Dort arbeiteten die Angestellten, und auch ein Radio lief.

Gaby Schreiber hörte die lockere Stimme eines Radio-Sprechers. Zum Glück existierten zwei Ausgänge. Einer nahe der Küche und ein anderer genau entgegengesetzt. Den wollte sie nehmen. Dort gelangte sie auf die Rückseite des Gebäudes, wo auch die Stallungen für die Pferde lagen, der kleine Parcours mit den Hindernissen und die sich bis zum Wald hinziehende Reitweide für Übungsritte.

Wieder war das Glück ihr hold. An diesem Nachmittag pausierte man. Die Pferde sollten sich ausruhen, zudem mußten sie gepflegt werden. Das geschah im Stall, so daß sich niemand auf der Weide befand und das Mädchen deshalb hoffte, ungesehen verschwinden zu können. Niemand sollte das Schwert sehen.

Sie drückte sich an der Hauswand des Gebäudes entlang, duckte sich vor Fenstern und erreichte das angebaute Stallgebäude mit den

hohen Türen. Fast hätte sie es geschafft, ungesehen das Stallgebäude zu passieren, doch vor der letzten Tür hatte sie Pech. Noch zwei Schritte war sie von ihr entfernt, als diese aufgestoßen wurde. Ein Mann erschien.

Es war Karl, der Stallchef, wie sie ihn immer nannten. Ein älterer Mann, der für seine Pferde alles tat und auch im Stall geboren war, wie er immer erzählte, obwohl ihm das niemand glaubte.

Überrascht blieb er stehen. Sein faltiges Gesicht verzog sich zu einem Lächeln, als er Gaby sah.

»Nanu, was machst du denn hier? Willst du reiten, Gaby? Das geht heute nicht, du weißt doch...«

Das Mädchen hob das Schwert.

Sie wollte es eigentlich nicht, aber da war eine Kraft, die ihren Arm führte, so daß die Spitze der Klinge plötzlich auf den alten Karl zeigte. Der stand wie vom Donner gerührt.

Er wollte lachen, es gelang ihm nicht. Dafür drehte er seinen Blick und schaute Gaby an.

Karl erstarrte. Er hatte in das Gesicht des Mädchens gesehen und erkannte dort eine finstere, nahezu tödliche Entschlossenheit, die ihre weichen Züge überdeckte.

Zum Mord entschlossen!

An ihm?

Karl wußte es nicht. Er konnte sich auch keinen Grund vorstellen, denn er hatte keinem je etwas Böses angetan und besaß zu den hier wohnenden Menschen ein freundschaftliches Verhältnis.

»Gaby, mach keinen Unsinn! Gib mir das Schwert! Woher hast du es? Diese Waffe ist gefährlich...« Er sprach schnell und verhaspelte sich auch dabei.

Gaby schüttelte den Kopf.

Dann stieß sie zu.

Karl sah die Bewegung noch. Seine Augen weiteten sich, als er

begriff, und im nächsten Augenblick spürte er inmitten seines Körpers den alles zerfressenden Schmerz, der sich ausbreitete und in die Dunkelheit des Todes mündete.

Karl wankte zurück.

Es waren Reflexbewegungen. Da Gaby den Griff noch in der Hand hielt, wurde das Schwert aus dem Körper des Mannes gezogen, als er nach hinten kippte und mit einem dumpfen Aufschlag zu Boden prallte. Es war aus!

Für einen Moment blieb Gaby Schreiber neben der Leiche stehen. Sie hörte das schrille Wiehern aus dem Stall und glaubte, daß die Tiere wohl gespürt hatten, was mit ihrem Pfleger geschehen war. Das Mädchen dachte daran, daß es einen zweiten Mord auf dem Gewissen hatte.

Und diesmal war sie selbst die Täterin gewesen!

Sie hatte ihn getötet!

Einen Blick noch warf sie auf den Toten, bevor sie über ihn hinwegstieg und weiterging. Bisher war ihr niemand über den Weg gelaufen, die Taten waren unbeobachtet geschehen, und sie konnte weiterlaufen. Eine einsame Gestalt ging über den Reitplatz. Das Schwert trug sie in der rechten Hand, die Klinge schimmerte, wenn sie vom Licht der blassen Sonne getroffen wurde. Mit der Spitze schleifte sie über den Boden und zeichnete dort eine Rille.

Niemand hielt Gaby mehr auf. Sie näherte sich dem dichten Waldrand, wo sie ihr Versteck finden konnte. Kurz bevor sie im Unterholz verschwand, drehte sie sich noch einmal um.

Dabei glaubte sie, einen Schrei zu vernehmen. Wahrscheinlich hatte man den Toten oder die Tote entdeckt. Sie lächelte, dann tauchte sie unter...

Wir waren erschüttert!

Mit bleichen Gesichtern standen wir vor einem jungen Mädchen,

das in seinem Blut lag.

Tot...

Gestorben durch eine Stichwaffe, wie der untersuchende Arzt sehr rasch festgestellt hatte. Stichwaffe!

»Kann es ein Schwert gewesen sein?« fragte ich den Mann.

»Natürlich. Ich tippe sogar darauf. Und bei der anderen Leiche ist es das gleiche.«

Es stimmte. Zwei Leichen waren gefunden worden. Eine schreckliche Sache. Einmal das junge Mädchen, dann der ältere Mann, einer der Angestellten auf dem Reiterhof, der sich für die Pferde verantwortlich zeigte.

Es wimmelte natürlich von Polizei. Die Ferienkinder und Jugendlichen waren zusammengetrommelt worden, um in ersten Vernehmungen Rede und Antwort zu stehen.

Was und ob überhaupt etwas dabei herauskommen würde, war sehr fraglich.

Ich wollte nicht so recht daran glauben. Nach den Informationen des Arztes hatten wir uns zurückgezogen, denn wir wollten die offiziellen Ermittlungen nicht stören. Auch Dr. Enkbach befand sich bei den Polizisten.

Wir standen so, daß wir durch das Stallgebäude und die Wagen der Mordkommission gedeckt waren. Unsere Blicke glitten zum Waldrand. Davor befand sich eine freie Grasfläche.

Suko meinte: »Dort kann jemand gut verschwinden. Der Wald bietet tausend Verstecke.«

Niemand widersprach ihm.

»Ob wir ihn durchkämmen?« fragte Bill.

»Glaubst du an einen Erfolg?«

Bill schaute Suko an. »Besser, als hier herumzustehen. Was meinst du dazu, John?«

»Ich weiß nur, daß jemand das Schwert gefunden hat.«

»Aber wer?«

Diese Frage konnte ich dem Reporter nicht beantworten. Der Mörder hatte es verstanden, seine Taten ungesehen durchzuführen. Da er das Schwert gefunden hatte, hätte es mich natürlich interessiert, wo das gewesen sein konnte. Noch etwas kam hinzu.

Die Jahrhunderte über hatte sich niemand um die Waffe gekümmert. Ausgerechnet jetzt, wo wir auf den Fall angesetzt waren, da passierte es, und das Schwert wurde gestohlen.

Zufall?

Daran wollte ich nicht glauben. Meine Freunde ebenfalls nicht, der Dieb mußte gewußt haben, was die Uhr geschlagen hatte. Daran gab es nichts zu rütteln. Man konnte es auch als Fügung des Schicksals oder der Hölle bezeichnen.

Obwohl wir uns so abseits hingestellt hatten, wurden wir dennoch von Dr. Enkbach gefunden. Er kam auf uns zu. Sein Gesicht sah noch immer käsig aus. Als er vor uns stehenblieb, hatte er Mühe, die Worte zu formulieren.

»Wir haben alle Gäste zusammen«, erklärte er. »Aber ein Mädchen fehlt dabei.«

»Und wer?« fragte ich.

Er schaute uns der Reihe nach an, hob die Schultern und flüsterte: »Ich kann es kaum fassen oder glauben, aber es ist eine Tatsache. Das Mädchen, das fehlt, heißt Gaby Schreiber. Sie ist die Zimmerfreundin der Ermordeten.«

»Haben Sie überall nachgeschaut?« fragte Bill.

»Natürlich.«

»Man könnte davon ausgehen, daß sie als Mörderin in Betracht kommt«, faßte Suko zusammen.

Als der Mann die Worte so direkt hörte, begann er zu schlucken. »Wie Sie das sagen...« Er schüttelte sich. »Gaby Schreiber ist erst sechzehn...«

»Es gibt noch jüngere Mörder!«

»Aber welch einen Grund sollte sie gehabt haben, ihre Freundin umzubringen? Beide Mädchen stammten aus Essen. Wie man mir übereinstimmend berichtete, waren sie immer zusammen. Vor allen Dingen hier auf dem Reiterhof.«

»Das hat nichts zu sagen.«

»Doch. Es muß etwas zu sagen haben Wirklich. Davon können Sie mich auch nicht abbringen. Freundschaft zerbricht nicht so leicht. Auch nicht in unserer Zeit. Wie Zeugen erklärten, sind beide Mädchen am Morgen gemeinsam weggegangen.«

»Wo wollten sie hin?« fragte ich.

»In den Wald. Jemand sprach von einer Höhle, die beide besichtigen wollten.«

Suko, Bill und ich waren wie elektrisiert. Eine erste Spur hatten wir gefunden. »Welche Höhle?« wollte der Inspektor wissen.

»Tut mir leid. Ich muß Ihnen die Antwort schuldig bleiben. Es war auf jeden Fall keine bekannte Höhle. Irgendeine andere. Es gibt ja genug davon. Aber es ist verboten, sie zu betreten. Wir warnen die Besucher immer wieder. Leider umsonst, wie man jetzt wieder gesehen hat.«

»Noch ist nicht sicher, daß die Mädchen in einer Höhle waren«, meinte Bill.

»Ich gehe davon aus«, erklärte Dr. Enkbach.

»Könnte in solch einer Höhle Baldur von der Lenne begraben sein?« fragte ich den hohen Beamten.

Dr. Enkbach zog ein überraschtes Gesicht. »Wie soll ich Ihren Gedankengängen jetzt folgen?«

»Es ist durchaus möglich, daß die Mädchen sein Skelett, Knochenmehl oder was weiß ich noch alles, gefunden haben. Unter Umständen auch das Schwert, das ja ebenfalls verschwunden ist. Damit hat eine von ihnen dann gemordet.«

Die Augen des Beamten wurden groß. Er schluckte ein paarmal, bevor er sagte: »Entschuldigen Sie, aber diesen Vorstellungen kann ich beim besten Willen nicht folgen. Wie sollte es möglich sein, daß...« Er schüttelte den Kopf. »Nein, nein. Bedenken Sie einmal, was das alles bedeutet. Ich kann es mir nicht vorstellen, wirklich nicht. Das Schwert ist Hunderte von Jahren alt...«

»Und es besteht aus einem guten Material. Es kann durchaus noch die gleiche Funktion erfüllen wie damals«, sagte ich dagegen.

»Sie machen mich wahnsinnig!« hauchte der Mann.

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, wir zählen nur die Fakten zusammen und sind zu diesem Ergebnis gekommen.«

Der Mann winkte mit beiden Händen. Er war nervös. »Gut, wenn Sie meinen, dann spielen wir den Fall einmal durch. Gesetzt den Fall, sie hat das Schwert tatsächlich gefunden und an sich genommen. Wenn wir aber eine solche Waffe finden, werden wir noch längst nicht hingehen und unseren besten Freund töten.«

»Das stimmt.«

»Sehen Sie, Herr Sinclair...«

»Moment«, unterbrach ich ihn. »Sie haben eines dabei vergessen.«

»Und was?«

»Schwert ist nicht gleich Schwert.«

»Tut mir leid. Das versteh ich nicht.«

»Ich werde es Ihnen erklären. Die Waffe, die wahrscheinlich von den beiden Mädchen gefunden wurde, ist magisch aufgeladen. Das heißt nichts anderes, als daß sie die Kontrolle über ihren Besitzer bekommt. Wenn das Schwert es befiehlt, kann sich das Mädchen nicht dagegen wehren, die Befehle auch auszuführen. Verstehen Sie mich?«

»Nein!«

»Dann reden wir Klartext«, meinte Suko. »Dieses Schwert kann seinen Besitzer beeinflussen und ihm gewissermaßen einen Mord

befehlen. So sieht es aus.«

Jetzt war der Mann völlig fertig. Er schlug sich gegen die Stirn und schaute uns an, als würden wir in die Heilanstalt gehören. »Das darf doch nicht wahr sein«, hauchte er. »Was Sie da sagen, ist verrückt, Wahnsinn...«

»Es kann durchaus eine Tatsache sein.«

»Hören Sie, ich bin Polizist und kein, entschuldigen Sie, Spinner.«

»Ihre Reaktion ist verständlich, Dr. Enkbach, aber wir haben Dinge erlebt, die, wenn wir sie genauer betrachten, furchtbar sind. Wir haben Kontakt mit einer anderen Welt, mit Dämonen und Geistern aus fremden Dimensionen, und ich sage Ihnen, daß dieses Schwert, mit dem die beiden Menschen getötet worden sind, nicht normal ist. Haben Sie mich verstanden? Es ist nicht normal!«

»Ja, schon. Aber nicht begriffen.«

»Kann ich mir vorstellen.« Wir lachten etwas bitter. »Doch damit müssen Sie leben. Hier sind Kräfte im Spiel, die man normalerweise nicht begreifen kann.«

»Sie denn?«

»Ja.«

»Dann sind Sie Übermenschen!«

Ich lächelte und schüttelte den Kopf. »Weder meine Freunde noch ich sind Übermenschen. Aber wir haben einen besonderen Job und unsere Erfahrungen. Glauben Sie mir!«

»Das fällt mir schwer.«

»Kann ich sogar verstehen, Herr Enkbach. Nichtsdestotrotz sollten wir uns etwas einfallen lassen, was die Suche nach dem Mörder oder der Mörderin betrifft.«

»Und das wäre?«

»Auch wenn wir es hier mit einem dämonischen Gegner zu haben, könnte er reagieren wie ein normaler Verbrecher. Das heißt, er wird sich versteckt haben.«

»Dafür käme der Wald in Frage.«

»Genau.«

»Wir werden ihn durchkämmen. Bereitschaftspolizei...«

Ich unterbrach ihn. »Nein, das machen Sie vorerst nicht. Meine Freunde und ich werden es übernehmen.«

Dr. Enkbach schüttelte den Kopf. »Niemals«, erklärte er. »Das kann ich nicht zulassen.«

»Wir sind auf solche Gegner eingestellt«, gab Bill Conolly zu bedenken. »Und wir werden mit der Suche sofort beginnen. Versuchen Sie, die Leute zurückzuhalten...«

»Das kann ich nicht. Was soll ich ihnen sagen?«

Ich lächelte ihm zu. »Ihnen wird sicherlich schon das Passende einfallen, Dr. Enkbach.«

Mit diesen Worten hatten wir uns quasi von ihm verabschiedet und ließen ihn stehen.

Gemeinsam schritten wir über die Wiese dem Waldrand zu. Natürlich sahen wir nichts. Dennoch wurde ich das Gefühl nicht los, beobachtet zu werden.

Der Mörder mit dem Schwert lauerte bestimmt...

Und das traf zu!

Das Mädchen wartete. Gaby war eine andere geworden. Sie stand voll unter dem Einfluß des Bösen, das von dem Schwert mit dem Schlangengriff ausging.

Eine Erklärung besaß sie nicht dafür, sie dachte auch nicht darüber nach, als sie sich tiefer in das Unterholz zurückzog wo sie nicht gesehen werden konnte.

Sie wollte abwarten.

Das hatte ihr von der Lenne gesagt. Warte ab, sie werden kommen und dich suchen. Dann kannst du zuschlagen!

Das genau war es. Zuschlagen. Sie würde es tun Jeder, der in ihre

Nähe geriet und ihr feindlich gesonnen war, sollte die tödliche Klinge spüren. Eiskalt, erbarmungslos...

Ihr Gesicht verzog sich, als sie daran dachte. Sie schürzte die Lippen. Speichel sprühte hervor.

Hingekniet hatte sie sich und sich dabei auf das Schwert gestützt. Die Spitze bohrte sich in den Boden. Ihre Hände hatte Gaby auf den Schlangengriff gelegt. Wenn sie den Blick nach unten richtete und sich die Klinge anschaute, konnte sie schwach die Umrisse des Gesichts sehen, das in dem Metall schimmerte.

Es war Baldur von der Lenne!

Er befand sich immer bei ihr. Längst hatte Gaby ihn als ihren Geistführer anerkannt. Sie würde ihm jetzt gehorchen, morgen ebenso, bis alles vorbei war.

Eigentlich immer...

Von ihrem Platz aus besaß sie einen relativ guten Blick bis zum Reiterhof hin. Sie sah die Weiden, die Wiesen und abgeteilten Flächen, aber auch die Menschen.

Man hatte die Toten entdeckt. Dementsprechend verrückt spielte die Polizei. Mit einem Großaufgebot waren sie eingetroffen. Es wimmelte nur so von Uniformierten, doch auch Leute in Zivil waren vertreten. Ihnen galt Gabys besonderes Augenmerk.

Zwischen ihnen lag eine ziemlich große Distanz. Deshalb wirkten die Personen auch klein, aber Gaby ließ sich nicht täuschen. Sie hatte eine entsprechende Warnung bekommen.

Das Schwert hatte ihr mitgeteilt, daß es genau auf diese drei Männer ankam. Sie waren die gefährlichsten, denn sie besaßen die Waffen der Weißen Magie.

Gaby ließ sie keinen Moment aus den Augen. Ein vierter Mann hatte sich zu ihnen gesellt. Sie sprachen miteinander. Einmal deuteten sie auch zum Waldrand hin, und das Mädchen zuckte zusammen.

»Sie haben dich nicht gesehen«, wisperte es. »Du kniest in einer zu

guten Deckung.«

»Werden sie kommen?«

»Ich glaube, ja«, vernahm sie die Stimme des längst verstorbenen Hexenjägers.

»Was soll ich tun?«

Da hörte sie das Lachen. Zum erstenmal eigentlich. Als normaler Mensch hätte sie vielleicht Angst davor bekommen, denn es war eine kehlige, widerliche Lache, aber sie fürchtete sich nicht, denn sie stand voll auf der Seite des Hexenjägers, der seine schützende Hand über sie hielt. »Du brauchst nichts zu machen. Das Schwert wird alles für dich erledigen.«

»Und...?«

»Verlasse dich auf das Schwert. Es ist im Laufe der Jahre noch stärker geworden, eine Wunderwaffe, die mit der Magie der Schlange getränkt wurde. Denn sie kann man aus zwei verschiedenen Richtungen sehen. Einmal verkörpert sie das Böse, zum anderen kann sie auch heilen. Sie heilt den Körper und auch die Seele.«

»Nur dich hat sie nicht heilen können.«

»Mein Geist hat überlebt, denn die Schlange hat es nicht zugelassen, daß mein Geist im Reich der Toten verschollen blieb. Sie holte ihn zurück in das Schwert.«

»Jetzt kommen sie«, sagte Gaby hastig.

»Keine Unruhe, meine Dienerin. Laß sie kommen, und sie werden sich wundern...«

Ein völlig normaler Wald lag vor uns.

Tannen, Fichten, Laubbäume - sie alle wuchsen auf dem Hang. Ein Ende des Waldes sahen wir erst am Gipfel des Berges. Der kleine Reiterhof lag in einem hübschen Tal. Er wurde von grünen Hügeln eingeraumt, und eine schmale Straße verband ihn mit der Außenwelt.

»Das Gelände ist verdammt groß«, sagte Suko und zog ein

zerknittertes Gesicht. »Wo sollen wir anfangen?«

»Immer am Ende«, meinte Bill grinsend.

»Das hätte mir auch einer sagen können, der seine Hose nicht mit der Kneifzange zumacht«, konterte Suko.

»Meinst du mich?«

»Wen sonst.«

»Irrtum, ich lasse nur noch zumachen.«

Die beiden stritten sich aus Spaß. Sie behielten jedoch den Waldrand genau im Auge. Als wir ihn dicht vor uns sahen, erkannten wir auch einen schmalen Weg, der parallel zum Wald führte.

Wir schauten zurück.

Natürlich waren die Polizisten nicht abgefahren. Sie warteten noch, und ich sah auch Dr. Enkbach. Er schaute in unsere Richtung. Ich winkte kurz, bekam jedoch keine Antwort.

Suko hatte sich von Bill und mir entfernt. Mit gesenktem Kopf schlich er über den Weg und suchte ihn ab. »Keine Spuren.«

»Der Boden ist auch zu trocken«, meinte Bill.

»Dann bleibt uns nichts anderes übrig, als uns im Wald umzusehen und auf unser Glück zu hoffen«, sagte ich.

Suko schaute aus schmalen Augen auf den Rand. »Teilen wir uns? Wäre eigentlich besser. So erhöhen sich die Chancen, auf den Killer zu treffen. Anderer Meinung?«

Ich hatte nichts dagegen. Auch Bill Conolly schüttelte den Kopf. Eine Beretta hatte er von uns bekommen. Die zog er jetzt und überprüfte sie.

»Wenn ihr mich fragt, ich bin bereit.«

»Dann los!«

Suko machte den Anfang. Er wandte sich schlängengleich durch das unter den Tannen und Fichten liegende alte Holz. Wir hörten es knacken und knirschen, dann war unser Partner verschwunden. Bill Conolly folgte ihm. Während sich Suko nach links gewandt hatte,

ging Bill in die entgegengesetzte Richtung.

So blieb mir die Mitte vorbehalten.

Noch einmal schaute ich mich um. Wir befanden uns in einer wirklich idyllischen Umgebung. Kein Gedanke an Horror, an Tod, Blut oder Grauen. Man könnte sich wirklich urlaubsmäßig fühlen. Aber das war kein Urlaub, sondern ein knallharter, brutaler Fall. Ich dachte wieder an Wikka und Jane Collins. Würde die Oberhexe ihr Versprechen halten und mir Jane zurückgeben, wenn ich dieses Rätsel gelöst hatte?

Ich wußte es nicht, war jedoch bereit, meinen Teil des Vertrages zu erfüllen.

Mit diesem Gedanken kämpfte ich mich ebenfalls durch das Unterholz...

Der Reporter Bill Conolly war beileibe kein ängstlicher Mensch. Er hatte viel hinter sich gebracht.

Erst vor kurzem war er in der Urzeit gefangen gewesen, hatte einen gefährlichen Wolfszauber miterleben müssen und war praktisch nur durch ein Wunder gerettet worden Aber dort hatte Bill seine Gegner gesehen.

Hier war es nicht der Fall. Dieser Mischwald gestaltete sich düsterer, als es sich der Reporter vorgestellt hatte, und er kam sich manchmal vor wie in einem Gefängnis aus grünen Armen und wenig Licht.

Die unteren Zweige der Nadelbäume stachen ihm braun und sperrig entgegen. Bill Conolly mußte diese Mauern regelrecht durchbrechen und war froh, als er den ersten Wall hinter sich gelassen hatte und sich etwas besser bewegen konnte.

Zwar suchte er vergeblich nach einem Pfad, doch die Bäume standen hier nicht mehr so dicht wie am Rand.

Obwohl er seine Freunde nicht sehen konnte, hörte er sie. John und

Suko hatten mit den gleichen Schwierigkeiten zu kämpfen wie er. Aber das Knacken und Brechen der Äste wurde leiser, ein Zeichen, daß sich seine Freunde von ihm entfernten.

Bill war allein.

Er empfand die Stille, spürte sie fast körperlich, wie sie wie ein großes Tuch näher kam und ihn umhüllte. Es sang kein Vogel in den Zweigen, Geräusche gab es nicht, und Bill kam es vor wie die große Ruhe vor dem Sturm.

Im Halbdunkel hatte er seine Augen weit geöffnet, um besser sehen zu können.

Als er weiterging und unter seinen Füßen ein morsch gewordener Zweig zerbrach, erschrak er.

Seine Pistole hatte der Reporter nicht aus der Hand gegeben. Er hielt sie fest und richtete die Mündung immer genau dorthin, wo er auch hinschritt.

Überall konnte der Killer lauern. Oder die Killerin. Daß diese Bestie ohne Gnade tötete, hatte der Reporter erlebt, und er wollte nicht das dritte Opfer sein, deshalb war er so vorsichtig.

Bill wandte sich nach rechts, weil die Dunkelheit des Waldes dort ein wenig erhellt wurde. Sonnenlicht mußte durch die sattgrünen Kronen der Bäume fallen und einen hellen Streifen auf den weichen Waldboden abzeichnen.

Aber gleißte das Sonnenlicht so?

Bill wollte es nicht glauben. Er hatte das Gefühl, als würde hier mitten im Wald ein Spiegel stehen, der das Licht der Sonne reflektierte. Das konnte nicht sein. Wer stellte schon an dieser einsamen Stelle einen Spiegel auf?

Vielleicht befand sich da auch eine wilde Müllkippe, nur war es mühsam für die Umweltverschmutzer, dorthin zu gelangen bei dieser Walddichte. Bill spielte mit dem Gedanken, nach seinen Freunden zu rufen. Doch wenn sich die Sache als harmlos herausstellte, war er

der Blamierte. Deshalb wollte er zunächst selbst nachforschen und diesem geheimnisvollen Leuchten auf den Grund gehen.

Es wurde stärker und greller, je mehr sich Bill der Lichtquelle näherte. Noch konnte er nicht genau erkennen, um was es sich handelte. Er hatte jedoch das Gefühl, daß dieses seltsame Licht keinen natürlichen Ursprung besaß.

Der Reporter stellte fest, wie sich die feinen Härchen in seinem Nacken sträubten.

War es nicht doch ein Spiegel?

Bill drehte sich ein wenig nach rechts. Wobei er deutlich feststellte, daß der leuchtende Gegenstand an einen Baum gelehnt stand. Er war ziemlich lang und lief an seinem oberen Ende spitz zu. Das Schlangenschwert!

Plötzlich wußte Bill Bescheid. Er hatte also das Schwert gefunden. Nie hätte er damit gerechnet, dieses Glück zu haben.

Oder war es sein Pech?

Nach dieser Entdeckung blieb der Reporter sofort stehen. Es war still um ihn herum. Er hörte das Schlagen seines eigenen Herzens, der Rücken war gespannt, seine Blicke nahmen nicht nur die Waffe wahr, sie durchforschten auch die nähere Umgebung.

Die Zweige und Aste der Bäume wurden von dem abgestrahlten, weißen, mit einem Blauschimmer versehenen Licht getroffen und wirkten in seinem Schein seltsam gläsern, auf jeden Fall anders, als wenn sie vom Sonnenlicht berührt würden.

Der Reporter war davon überzeugt, es mit einem magischen Gegenstand zu tun zu haben. Gleichzeitig dachte er daran, daß auch Gefahren lauern konnten. Dieses Schlangenschwert durfte man einfach nicht unbeobachtet lassen.

Bill legte seine Hand gegen die Stirn und schützte sich so ein wenig vor der Blendung. So konnte er besser erkennen, daß das Schwert von innen her strahlte, denn die Klinge wurde von keinem nach unten

fallenden Lichtstrahl getroffen.

Der Griff interessierte den Reporter besonders. Er bestand tatsächlich aus ineinander und miteinander verschlungenen Schlangen, die sogar rote Augen besaßen.

Bill wurde, als er sie anschaute, an blutige Perlen erinnert, und über seinen Rücken lief ein Schauder. Schwarze Magie leuchtete ihm aus diesem Schwert entgegen, und er fühlte es eiskalt den Rücken hinablaufen. In seinen Händen kribbelte es. Ihm war klar, daß er dicht vor einer gewaltigen Entdeckung stand, aber er wollte es genau wissen und trat noch einen Schritt auf die Waffe zu. »Komm nur her, Fremder...«

Auf einmal war die Stimme da. Bill hatte den Eindruck, zwischen vier Boxen zu stehen, denn die Worte drangen von allen Seiten auf ihn ein und füllten seinen Kopf.

Er schüttelte sich, als er sie hörte. Wie in einem verwunschenen Märchenwald kam er sich vor. Über seinen Rücken jagte ein Schauder nach dem anderen, das Kribbeln spürte er bis in die Fingerspitzen, und seine Wangenmuskeln zuckten.

»Wer bist du?« fragte der Reporter flüsternd.

»Du hast mich doch gesucht.«

»Baldur von der Lenne?«

»Ja, der bin ich.«

Bill Conolly atmete tief ein. Jetzt hatte er ihn gefunden, aber er wußte noch immer nicht, wo er sich verborgen hielt. Dieser ehemalige Hexenjäger sollte ihm Auge in Auge gegenüberstehen, sonst glaubte er ihm kein Wort.

»Dann zeig dich!«

»Komm näher...«

Die beiden Worte spürte Bill wie eine Lockung. Sollte er ihr folgen? Der Reporter spürte Unbehagen in sich hochsteigen. Auf seinen Handflächen hatte sich der Schweiß gebildet und lag dort als

eine feuchte Schicht.

»Warum zögerst du?«

Bill holte tief Luft. »Du willst mich reinlegen, nicht wahr?«

Da lachte der andere. »Weshalb sollte ich das, Bill Conolly?«

»Woher weißt du meinen Namen?«

Wieder lachte der andere. »Ich weiß alles, fast alles. Wikka will mich haben. Die Oberhexe hat einen schlauen Plan ausgeklügelt, aber nicht mit mir. Ich stelle mich ihr in den Weg. Ich spürte ihre Gedanken, wußte um ihre Bemühungen und habe die Weichen des Schicksals so gestellt, daß gerade an diesem Tag das Schlangenschwert gefunden werden konnte. Alles war genau berechnet. Ihr sollt es holen. Es steht vor dir, Bill Conolly. Du brauchst nur noch zuzugreifen. Tu es!«

Bisher hatte der Reporter den Sprecher noch immer nicht gesehen. Baldur von der Lenne redete zwar mit ihm, das war aber auch alles. Gezeigt hatte er sich nicht.

Aber er war da.

Und Bill ging auf das Schwert zu. Er hatte sich endlich entschlossen, diesen Schritt zu wagen. Langsam setzte er einen Fuß vor den anderen. Je mehr er sich der Waffe näherte, um so stärker trat die Blendung zurück. Bill war in der Lage, die schmale Klinge genau zu erkennen, und er sah in der Mitte des Schwertes etwas abgezeichnet. Einen Kopf.

Das Gesicht des Hexenjägers!

Zum erstenmal konnte der Reporter Bill Conolly Baldur von der Lenne sehen. Er schaute in die graubraune Fratze, deren Züge sich auf der Klinge widerspiegeln, und schüttelte sich. Diesem Hexenjäger stand die Grausamkeit wirklich im Gesicht geschrieben. Auf seinem Schädel wuchsen dunkle Haare. Sie hörten dort auf, wo der seltsame Schlangengriff begann.

Die schuppige Haut der ineinander verschlungenen Tiere

schimmerte blaugrau. Dazwischen leuchteten die kleinen, roten Augen der Tiere wie warnende Punkte, so daß Bill Conolly damit zögerte, den Griff überhaupt anzufassen.

Er hatte Angst vor der Berührung, obwohl der Hexenjäger damit lockte.

»Komm, nimm es an dich!«

»Nein!«

»Aber du hast so lange danach geforscht!«

»Ich werde meinen Freunden Bescheid sagen, daß ich das Schlangenschwert gefunden habe. Sie...«

»Aber Bill Conolly, so habe ich das nicht gemeint. Du hast das Schwert gefunden und bist deshalb sein großer Meister. Es wird dir bestimmt gehorchen.«

Bill hörte deutlich den Spott aus diesen Worten, und er ahnte auch die Gefahr. Da war es schon zu spät, denn Baldur von der Lenne sprach weiter.

»Wenn du das Schwert nicht an dich nehmen willst, dann kommt es eben zu dir...«

»Wie...«

»Schau her!«

Wie gebannt blickte der Reporter auf die Waffe.

Bisher hatte sie sich an den Stamm gelehnt, nun ruckte sie vor. Die Klinge begann zu zittern und schwebte plötzlich hoch. Bill konnte es kaum fassen, aber er mußte die Tatsache akzeptieren. Das Schwert hatte sich selbstständig gemacht. Niemand hielt es umklammert, der Schlangengriff lag frei vor seinen Augen, und dennoch bewegte sich die Waffe.

Und sie hatte sogar ein Ziel!

Den Reporter.

Bisher zeigte die Spitze nur nach unten, obwohl die Waffe in Bills Richtung schwebte. Nun aber wurde sie gedreht, gekippt, so daß ihr

Ende auf Bills Brust wies.

Wie ein Dolch!

»Wenn du dir das Schwert nicht holen willst, dann kommt es eben zu dir!« vernahm der Reporter die aus der Klinge kommende Stimme von der Lennes.

»Bleib da!« Plötzlich wollte Bill Conolly nicht mehr, denn er hatte erkannt, daß ihm das Schwert überlegen war. Gegen seine Magie war kein Kraut gewachsen. Mit der Beretta in der Hand kam sich der Reporter direkt lächerlich vor.

»Nein, nein, mein Lieber, ich komme zu dir!«

Da schoß Bill Conolly.

Es war schwer für ihn, die Waffe zu treffen, da sie ihm die Spitze zuwandte und er von oben zielen mußte, um überhaupt den Kopf sehen zu können.

Treffer!

Im Echo des Schusses ging das metallen klingende Geräusch völlig unter. Leider hatte die Kugel keine Wirkung gezeigt. Das Gesicht war ebensowenig zerstört worden wie das Schwert, und das Geschoß jaulte als Querschläger irgendwo hin.

Dafür hörte Bill das Lachen. »Nein, so nicht, Bill Conolly. Niemals.«

Der Hexenjäger setzte all seine Kraft ein. Und er schaffte es auch. Das Schlangenschwert bekam Geschwindigkeit und jagte auf den entsetzten Reporter zu.

Bill sprang zur Seite. Er warf sich einfach nach rechts, fiel zu Boden, verschwand für einen Augenblick im Unterholz, spürte unter sich das Brechen der trockenen Zweige, kam wieder in die Höhe und wühlte sich taumelnd weiter, denn er wollte der unmittelbaren Nähe des Schwertes entrinnen.

Bill kam nur drei Schritte weit. Er hatte sich leider nur auf die Waffe konzentriert und rechnete nicht damit, daß ihm der Hexenjäger

auch noch andere Fallen gestellt hatte.

Das rächte sich nun!

Etwas klatschte plötzlich in sein Gesicht, wanderte gedankenschnell weiter, erreichte seine Schulter und umklammerte die Arme. Mit dem Mut der Verzweiflung warf der Reporter seinen Körper nach vorn. Er schoß dabei noch, erreichte aber nichts, denn die Kugel streifte nicht einmal die Klinge.

Dann riß jemand sein Bein weg. Bill hatte das Gefühl, in eine Schlaufe getreten zu sein, was es aber nicht war, denn die zweite Schlange war unbemerkt näher gekrochen und hatte ihn attackiert. Bill landete am Boden.

Dann kam die dritte. Sie wickelte sich um seinen Arm, schob sich vor bis zur Hand und besaß eine so große Kraft, daß sie diese umdrehen konnte und es dem Reporter nicht mehr gelang, seine Beretta zu halten. Sie fiel zu Boden.

Drei Schlangen hielten Bill fest. Die erste hatte sich so weit bewegt, daß sie dem Mann die Luft abschnüren konnte, wenn sie wollte. Aber sie regulierte ihren Druck, so daß Bill Conolly Atem schöpfen konnte. Drei Schlangen hielten ihn gefangen. Woher kamen sie? Trotz seiner schlechten Lage dachte der Reporter darüber nach, und es gab für ihn nur eine Antwort. Die Schlangen mußten sich vom Griff des Schwertes gelöst haben.

Stimmte es?

Er schaute auf die Waffe. Es war nicht einfach für ihn, dies zu erkennen. Als er jedoch den Kopf drehte und sich gleichzeitig auch die Waffe in eine andere Richtung bewegte, da konnte er es genau erkennen. Der Griff war verschwunden!

Bill Conolly stöhnte auf. Nie im Leben hätte er damit gerechnet, und er schüttelte wild seinen Kopf, denn er erkannte deutlich, daß die Klinge auch ohne ihren Griff den Kurs beibehielt.

Ihr Ziel war er!

Und sie bekam einen Helfer. Hinter dem Baum, an dem die Klinge bisher gelehnt hatte, löste sich eine Gestalt. Es war ein junges Mädchen, und Bill Conolly wurde sofort an eine gewisse Gaby Schreiber erinnert, die mit der toten Birgit Lachmann das Zimmer geteilt hatte. Ja, das mußte sie sein Für den Reporter gab es überhaupt keine andere Möglichkeit.

Sie hatte noch ein junges Gesicht unter dem schwarzen Haar. Aber auf ihren Lippen lag ein böses Lächeln, und in den Augen funkelte es grausam.

Ein tödlicher Blick!

Für Bill Conolly stand eines fest.

Dieses Mädchen würde kein Pardon kennen und ihn eiskalt umbringen...

Ich hörte die Schüsse!

Zuerst war nur einmal geschossen worden. Danach eine kurze Pause, dann peitschte der zweite Schuß auf.

Sie waren aus der Richtung zu mir herübergeklungen, in die Bill Conolly auch verschwunden war. Ich glaubte nicht, daß mein Freund nur auf Hasen feuerte, deshalb mußte er sich in Gefahr befinden Und so dachte auch Suko.

Ich vernahm seine Stimme. »John, warst du es?«

»Nein!«

»Verdammter, dann Bill.«

Irgendwo links von mir knackten und brachen Äste. Suko wollte sich beeilen, um mich zu erreichen So lange wollte ich nicht warten Wenn Bill sich tatsächlich in Gefahr befand, wurde es höchste Eisenbahn, etwas für ihn zu tun. Vielleicht war er auf die Mörderin gestoßen und damit auf das Schlangenschwert.

Mit seiner Beretta würde er sicherlich nicht viel gegen diese gefährliche Waffe ausrichten können. Ich dagegen trug mein Kreuz

bei mir, das konnte unter Umständen einiges retten.

Wie ein Berserker stürmte ich durch den Wald. Dabei kam ich mir wie ein Raubtier vor, das sich seinen Weg bahnt. Es gab keine Pfade, nicht einmal Wildwechsel entdeckte ich.

Ich kam dadurch leicht aus der Richtung ab, mußte Kurven laufen und mich dabei auf mein Glück verlassen, auch genau den Punkt treffen, wo sich mein Freund befand.

Zweimal erreichte mich Sukos Ruf.

Ich antwortete ihm, denn mein Freund mußte wissen, wo er mich finden konnte.

Die Angst peitschte mich voran. Ja, ich spürte eine Angst um meinen Freund Bill. Wir hatten die Opfer gesehen und wußten, mit welch einer Grausamkeit dieses Schwert vorging.

Hatte Bill da noch eine Chance?

Er selbst glaubte nicht daran.

Bill brauchte nur in das Gesicht des Mädchens zu schauen, um zu wissen, daß seine Lebenserwartungen verdammt gesunken waren. Dieses junge Gesicht war durch den teuflischen Blick so entstellt, daß es Bill kalt den Rücken hinabrann.

Sollte sie seine Mörderin werden?

Ein Mädchen von sechzehn Jahren?

Hätte man ihm dies einmal gesagt, er hätte nur gelacht, aber die Situation war nicht zum Lachen, sondern verdammt ernst. Bewaffnet war das Mädchen nicht. Dies jedoch änderte sich rasch, denn das Mädchen nahm das Schwert mit einer so lässigen Geste an sich, als hätte es in seinem Leben nichts anderes getan.

Eine Waffe, die keinen Griff mehr besaß und dennoch von den Händen umklammert wurde und nicht in die Haut hineinschnitt. So etwas hatte der Reporter auch noch nicht gesehen, und er schaute zu, wie Gaby Schreiber die Waffe hochkantete, so daß die Fratze des

Hexenjägers auf den Reporter zeigte.

Sie schauten sich an.

Deutlich sah Bill den bösen Blick in dem Gesicht. Und den gleichen Blick konnte er auch in den Augen des Mädchens erkennen. Da hatte sich eine völlige Übereinstimmung ergeben. Baldur von der Lenne hatte lange genug warten müssen und sein Opfer gefunden.

Bill Conolly bemühte sich, vom Boden hochzukommen. Leider hatte er die Kraft der Schlangen unterschätzt. Die drei schuppigen Bestien wollten es auf keinen Fall zulassen, daß der Reporter sich auf die Beide stemmte. Sobald er nur den Kopf leicht anhob, verstärkte sich der Druck um seinen Hals. Es fiel ihm deshalb schwerer, nach Luft zu schnappen. Bill hatte seine Augen weit aufgerissen. Auch der Mund war nicht geschlossen. Rauh und pfeifend atmete er. Der rechte Arm war vom Körper abgewinkelt, und die Kraft der Schlange hielt ihn in dieser Position, so daß der Reporter ihn nicht bewegen konnte. Die dritte Schlange preßte seine Schulter auf den weichen Waldboden. Auch von ihr konnte sich Bill nicht befreien.

Er war wehrlos wie ein Kettensträfling.

Das Mädchen kam näher. Sie ging mit kleinen Schritten, dennoch zielstrebig, und sie hielt ihren Blick auf den am Boden liegenden Reporter gerichtet.

Bill wollte es einfach nicht wahrhaben daß er hier sterben sollte, und er versuchte alles, um Gaby hinzuhalten. Vielleicht hatten John und Suko seine Schüsse vernommen und befanden sich bereits auf dem Weg um ihm zu helfen.

»Du bist Gaby Schreiber, nicht wahr?« fragte er.

»Ja, das bin ich.«

»Hast du deine Freundin Birgit getötet?« Sie nickte. Diese Geste war ein Mordgeständnis. Bill spürte den Schauder über seinen Rücken rinnen. Zum erstenmal in seinem Leben stand er einer so jungen Mörderin gegenüber. Zwangsläufig mußte er an die kleine

Lydia denken Sie war ebenso schlimm gewesen, denn sie wollte damals den kleinen Johnny dem Teufel opfern.[\[1\]](#)

»Ich habe noch jemand getötet«, erklärte sie völlig emotionslos.

»Es war Karl, der etwas von mir wollte, und ich bringe jeden um, der in meine Nähe kommt und mir feindlich gesonnen ist. Auch dich, Bill Conolly. Mein Geistführer hat mir diesen Befehl gegeben Baldur von der Lenne will dein Leben, er will deine Seele besitzen, und er wird sie bekommen, das schwöre ich dir!«

»Du bist noch so jung«, sagte Bill mit zitternder Stimme. »Reichen dir zwei Morde nicht? Sage dich los von diesem verfluchten Geist. Er führt dich in den Abgrund!«

»Nein, er gibt mir alles!« Gaby war nicht zu belehren. Sie hatte Bill jetzt erreicht und blieb dicht vor seinen Füßen stehen. Die Spitze des Schwerts zeigte nach unten Wenn sie diese noch eine Handbreit senkte, würde sie in Bills Beine dringen. Das Schlangenschwert zeigte mit seiner Breitseite auf den Reporter. Es war genau die, in der auch Baldurs Gesicht schimmerte. Die Züge hatten sich verändert. Sie waren noch härter geworden, noch teuflischer, und Bill las aus ihm die Vorfreude, die den Geist des Hexenjägers übermannt hatte.

Ja, er freute sich auf das Schreckliche, denn er wollte nur vernichten Bisher hatte Gaby Schreiber die Arme angewinkelt gehabt, so daß sich die Schwertklinge dicht an ihrem Körper befand. Nun aber streckte sie ihre Hände aus. Das Schwert wanderte mit, und die Spitze schwebte über den Körper des Reporters seiner Brust und auch dem Kopf entgegen. Dabei konnte er sich aussuchen, wo sie ihn treffen würde. In die Brust oder in den Hals...

Die Frage stellte Gaby auch. »Wo willst du das Schwert hinhaben?«

»Bitte«, keuchte Bill Conolly, »überlege es dir. Du machst dich unglücklich...«

»Tu es!« Das war die Stimme des längst verstorbenen Hexenjägers, die aus dem Schwert sprach.

Und Gaby nickte.

Dann hob das Mädchen die Arme. Mühelos bekam sie die schwere Waffe in die Höhe, die sie an ihren beiden Seiten gepackt hielt, ohne sich in die Hände zu schneiden.

Sie wollte sichergehen, und die Waffe mit aller Kraft nach unten sausen lassen.

Ja, das mußte sein!

»Ich werde...«

»Das Schwert fallen lassen!« hallte ihr plötzlich eine Stimme aus dem Unterholz entgegen, und Gaby Schreiber zuckte zusammen, als sie den Befehl vernahm.

Dann kreiselte sie herum, suchte den Sprecher und starrte in die Mündung einer Pistole...

Die Waffe hielt ich in der Hand!

Zum Glück war es mir gelungen, möglichst lautlos bis dicht an den Ort des schrecklichen Geschehens heranzukommen. Man hatte mich nicht gehört, und ich war Zeuge der letzten Sekunden gewesen, die mein Freund Bill Conolly durchgemacht hatte.

Das Mädchen hatte nicht zugestoßen. Damit war ein Teil meines Plans aufgegangen. Aber Bill war noch längst nicht gerettet. Die Situation stand auf des Messers Schneide. Wenn ich schoß, konnte sie in einer Reflexbewegung das Schlangenschwert noch nach unten fallen lassen, dann war Bill verloren.

Deshalb hatte ich auch zuvor nicht gefeuert, sondern Gaby nur angerufen. Niemand sprach.

Wir belauerten uns, während die Sekunden träge wurden, so daß sich mein Zeitgefühl veränderte.

Nicht einmal der Wind strich durch die Blätter, denn auch die Natur

schiend den Atem anzuhalten.

Wer würde zuerst die Nerven verlieren, wobei ich davon ausgehen mußte, daß dämonische Gegner keine Nerven besaßen wie wir Menschen. Aber sie waren Taktiker und konnten das eine gegen das andere aufrechnen.

Ich durfte mir keine Fehler erlauben! Aber ich kroch aus meiner Deckung, damit das Mädchen sehen konnte, mit wem sie als dämonische Dienerin es zu tun bekam. Sie ließ mich kommen.

Diesmal schaute sie Bill nicht mehr direkt an. Sie stand schräg und hatte ihren Blick zumeist auf mich gerichtet, wobei sie den Reporter noch aus den Augenwinkeln erkennen und jede Bewegung registrieren konnte. Ich hatte mich so weit vorgeschoben, daß sie mich auch sehen konnte, und ein dünnes Lächeln zuckte über ihre Lippen.

»Was willst du mit dieser Waffe? Auch wenn du schießt, ich schaffe es trotzdem...« Sie sprach nicht mehr weiter, denn ihre Augen wurden starr. Das Mädchen hatte etwas entdeckt, das stärker war als meine Beretta. Das Kreuz!

Ich hielt es nicht mehr durch meine Kleidung versteckt, sondern hatte es offen vor meiner Brust hängen.

Das Kreuz war der Urbegriff des Guten, und ich wußte genau, daß sich die andere Seite davor fürchtete. Durch das Kreuz war die Welt erlöst worden, aber das wollte der Satan nicht anerkennen, und deshalb griff er immer wieder in das Geschehen ein.

Sie ging zurück...

Tatsächlich. Der Anblick hatte sie so geschockt, daß sie die Stellung nicht mehr halten konnte. Aus ihrem offenen Mund drang ein Röcheln, und ich vernahm gleichzeitig das Zischen, das allerdings nicht sie ausgestoßen hatte, sondern ein anderer.

Der Hexentöter!

Sein Bild war wieder auf der Schwertklinge zu sehen. Ein

schreckliches Gesicht, ein Zerrbild des Bösen, eine Maske des Schreckens, die mich anstarre.

Aus dem schmalen Mund stach für einen Moment grau die Zunge hervor, und ich nahm auch wahr, daß die drei Schlangen auf dem Boden in Bewegung gerieten Plötzlich war Bill frei.

Die Schlangen aber schwieben durch die Luft. Im ersten Moment rechnete ich damit, daß sie mich angreifen würden. Das geschah nicht, sie hatten ein anderes Ziel.

Das Schwert!

Bevor ich mich versah, hatten sie es erreicht und bildeten den Griff, wobei das Mädchen die Waffe losließ und einige Schritte zurückwankte.

»John, gib acht, das Schwert ist gefährlich!« warnte mich der Reporter.

»Ich weiß.«

»Es reagiert auch selbständig und wird vom Geist des Bösen geleitet.«

Ich nickte dem Freund zu und bedankte mich so für die Warnung. Das Schlangenschwert ließ ich nicht aus den Augen. Es war mit dem Griff jetzt wieder vollständig und ich dachte daran, daß es für mich ein großes Problem gab.

Im Gegensatz zu dieser Waffe, die auf Töten programmiert war, durfte ich sie nicht vernichten, sondern mußte sie der Oberhexe Wikka bringen, um Jane Collins zurückzubekommen.

Unbeschadet wollte Wikka das Schwert haben.

Freiwillig würde mir Baldur von der Lenne die Waffe bestimmt nicht überlassen. Ich mußte sie mir holen, wobei ich mich noch fragte, wie ich das anstellen sollte.

Auch Suko hatte den Schauplatz des Geschehens inzwischen erreicht. Ich sah meinen Freund nicht weit von Bill Conolly entfernt stehen. Die Dämonenpeitsche hielt er in der Hand, aber auch seinen

geheimnisvollen Stab, mit dem er die Zeit anhalten konnte. Was konnte ich tun?

Das Schwert blieb nicht still. Ungefähr in Halshöhe schwebte es über dem Boden und wurde von vier Augenpaaren beobachtet, wenn wir das Mädchen mitzählten.

Es drehte sich. Dabei kam es mir vor wie der große Zeiger einer Uhr. Einmal zeigte die Spitze auf Suko, dann auf Bill und anschließend auf mich.

Ein Kreisel, der plötzlich unterbrochen wurde, denn die Waffe hatte ihr neues Ziel gefunden.

Das war ich.

Gedankenschnell huschte sie auf mich zu, wollte mir den Hals durchbohren, ich sah nur den Reflex, tauchte zur Seite, drehte mich dabei und hörte noch das Pfeifen, als mich die Klinge verfehlte und hart in den Stamm eines Baumes hieb.

Sehr dicht sah ich den Griff vor mir - und packte zu. Das hätte ich nicht tun sollen, denn im selben Augenblick hatte ich das Gefühl, von einem Feuer erfaßt zu werden, das den gesamten Körper überflammte.

Ich konnte es auch mit zuckenden, starken Stromstößen vergleichen, die mich malträtierten. Es war grauenhaft, denn es gelang mir nicht, mich zur Seite zu werfen und den brutalen Schlägen zu entgehen, bis Suko allem ein Ende machte und ein einziges Wort rief.

Topar!

Damit hatte er den Bann zwar nicht gebrochen, aber er konnte handeln, während um ihn herum die Zeit angehalten wurde und die Akteure zur Bewegungslosigkeit erstarnten.

Nur er nicht.

Und Suko sprang vor.

Er benötigte nur zwei große Schritte, um seinen Freund John

Sinclair zu erreichen, der in einer seltsamen starren Haltung neben dem Baumstamm stand und noch immer mit einer Hand den Griff des Schlangenschwerts festhielt.

Fünf Sekunden waren wenig genug. Doch Suko hatte es immer verstanden, sie optimal zu nutzen.

So auch hier!

Kaum hatte er den Geisterjäger erreicht, da packte er das Kreuz, schob die Kette über den Kopf seines Freundes und drückte das Kreuz gegen Johns Hand.

Er hörte ein seltsames Zischen, und im selben Augenblick war die Zeit vorbei.

Alle konnten sich wieder bewegen.

Auch ich!

Vor meinen Augen fiel die seltsame Waffe zu Boden, blieb liegen und ich sah meinen Freund Suko, wie es ihm gelang, die Kette mit dem Kreuz um die Klinge zu wickeln.

Der Inspektor hatte wirklich alles eingesetzt. Er wollte den Erfolg und erreichte ihn auch.

Das Schlangenschwert wurde gebannt, aber, und das war sehr wichtig, nicht vernichtet.

Aus der Klinge hörten wir das Ächzen und Schreien. Vermischt mit einem dumpfen Stöhnen, und wir alle drei schauten genauer hin, um das Gesicht zu sehen.

Es verschwand nicht. Der Hexentöter war und blieb innerhalb seiner Klinge gebannt, aber das Kreuz bereitete ihm unheimliche Qualen. Sie spiegelten sich auf dem braungrauen Gesicht wider. Der Hexenjäger hatte seinen Mund geöffnet. Seltsame, abgehackt klingende Laute drangen daraus hervor.

Sie berichteten von seiner Angst, von seinen großen Qualen, die ihn erfaßt hielten, denn die gegensätzliche Kraft des Kreuzes brachte ihn

fast um.

Aber nur fast.

Daß er nicht restlos zerstört wurde, bewies mir, wie stark dieser Geist war.

Er klammerte sich in der Klinge fest, war gebannt worden. Vielleicht hätten wir ihn auch vernichten können, aber das wollten wir nicht. Deshalb aktivierte ich mein Kreuz auch nicht, sondern ließ alles so, wie es war.

Suko dachte praktisch. Er wickelte die Silberkette so um den Griff, daß sie sich von allein nicht mehr lösen konnte. Als ich das Schwert berührte, geschah nichts. Kein schockartiger magischer Stoß mehr, der mich zuvor gepackt hatte, nur das Gesicht Baldur von der Lennes veränderte sich, als ich mit meiner Hand in dessen Nähe geriet. Es wurde zur haßerfüllten Grimasse. Ich hielt ein und schaute die Fratze an. Der Mund bewegte sich. Für mich ein Zeichen, daß der andere mir etwas mitteilen wollte.

»Was willst du sagen, von der Lenne?«

»Noch hast du nicht gewonnen, Geisterjäger. So leicht ist einer wie ich, der die Zeiten überdauert hat, nicht zu töten. Meine Stunde kommt noch. Nicht umsonst ist das Schwert an diesem Tag gefunden worden. Eine Minute des Schicksals im magischen Kreislauf einer höllischen Welt. Warte es ab. Diese verruchte Tat wird für dich noch zu einem Bumerang werden.«

»Kaum«, erwiderte ich kalt, »denn Wikka wartet bereits auf dich und dein Schwert!«

Er lachte rauh. »Auf die Oberhexe freue ich mich.« Das waren seine letzten Worte, dann verschwand das Gesicht, doch jeder von uns wußte, daß es sich nicht endgültig zurückgezogen hatte.

Von Bill Conolly wurde ich angesprochen. »John, ist dir nichts aufgefallen?«

»Ja, so einiges, aber...«

Bill deutete mit einem Kopfnicken auf den seltsamen Schwertgriff.
»Er ist nicht zerstört. Trotz deines Kreuzes. Ich begreife das nicht. Die Kraft in diesem Schlangenschwert muß ungeheuer sein, und ich werde einen bestimmten Verdacht nicht los.«

»Welchen?«

»Daß uns Wikka fürchterlich reingelegt hat.«

»Wieso?«

»Wenn ich denke, wie stark das Schwert ist und Welch eine immense Magie in ihm steckt, bekomme ich Angst. Sollte Wikka das Schwert unter Kontrolle bekommen, besitzt sie eine mörderische Waffe, die sie gegen uns einsetzen kann.«

»Da ist etwas dran«, meinte auch Suko und gab dem Reporter damit recht.

Auch ich begann nachzudenken. Von der Stärke des Schwerts war ich wirklich überrascht. Es widerstand sogar meinem Kreuz, und so etwas machte mich stutzig.

Wir hatten die Kraft erlebt, und ich konnte Wikka irgendwie verstehen, daß sie sogar Jane Collins für den Besitz dieser Waffe hergeben wollte. Noch war es nicht soweit...

»Verdammtd, das Mädchen!«

Himmel, an Gaby Schreiber hatte keiner von uns mehr gedacht, weil wir zu sehr auf die Waffe fixiert gewesen waren. Suko hatte gerufen, wir drehten uns auf der Stelle und suchten nach der jungen Mörderin. Sie war zwar verschwunden, aber nicht weit. Mit wenigen Schritten holte Bill Conolly sie ein, faßte sie an der Schulter, und wir alle wunderten uns darüber, wie widerstandslos sich Gaby Schreiber abführen ließ.

Dann stand sie vor Suko und mir. Den Kopf hielt sie gesenkt, der Blick war auf ihre Schuhspitzen gerichtet, und ihre Gesichtsfarbe ähnelte der einer frisch gekalkten Wand.

Sah so eine Mörderin aus?

Bill und Suko beschäftigten ähnliche Gedanken wie mich. Ich las es an ihren Gesichtern ab.

Ich wollte sie anschauen, streckte den Arm aus, legte zwei Finger unter ihr Kinn und hob es an.

Wir sahen uns in die Augen.

Ihr Gesicht war blaß. Auch die Lippen hatten ihre natürliche Farbe verloren. Sie zuckten nur noch. In den Augen stand ein ängstlicher Ausdruck und der Blick wieselte von einem zum anderen. Erkannte sie uns überhaupt?

Langsam hob sie die Arme und verschränkte sie vor der Brust.

»Bitte«, flüsterte sie. »Was haben Sie vor?«

»Nichts, was dir Angst machen könnte«, erwiederte Bill. »Erinnerst du dich nicht mehr?«

»Woran?«

Der Reporter deutete auf das Schwert. »Daran, zum Beispiel!«

Während des Gesprächs hielt er sie genau unter Beobachtung und sah auch das Zucken auf ihrem Gesicht. »Ja«, hauchte sie. »Ich erinnere mich.«

»Genauer!«

»Wir haben es geholt.«

»Woher?« fragte Bill.

»Aus einer Höhle.«

Bill blickte mich kurz an. Demnach war unser Verdacht richtig gewesen.

»Lag es da nur herum?«

»Nein, es befand sich in einer Truhe. Zusammen mit einem zerfallenen Skelett, von dem nur noch der Schädel übriggeblieben war.«

»Der Hexenjäger«, sagte Suko.

»Was?«

Suko lächelte das Mädchen an. »Nichts, Gaby, wirklich.«

Ich fragte weiter und wollte wissen, was die Mädchen getan harten, nachdem sie das Schwert gefunden hatten.

Gaby Schreiber erklärte es mit stockenden Worten, und so erfuhren wir die Zusammenhänge. Dann aber kam es. Sie konnte sich plötzlich nicht mehr erinnern.

»Du weißt wirklich nicht, was dann geschehen ist?« hakte ich nach.

»Nein« Sie schaute sich um. »Wie komme ich überhaupt in diesen Wald? Und wer sind Sie?«

»Das werden wir dir noch alles erklären.«

Sie nickte. »Ja, sicher, aber wo ist Birgit?«

Diesmal bekam sie keine Antwort. Keiner von uns brachte es übers Herz, ihr die schreckliche Wahrheit mitzuteilen. Sie würde sie noch früh genug erfahren, und hoffentlich verdaute sie auch diesen Schock. Ich legte meinen Arm um sie, während Suko das Schwert nahm.

»Komm, Gaby, wir gehen zurück!«

»Und wohin?«

»Zum Reiterhof.«

Das Schwert hatten wir. Und damit einen Teilsieg errungen. Aber er war verdammt bitter bezahlt worden Zwei Tote mahnten uns...

Die Polizisten waren noch da.

Natürlich, denn in der Zwischenzeit war nicht allzuviel Zeit verstrichen. Um die Uniformierten herum wieselten Männer und Frauen in Zivil, manche mit Kameras bewaffnet, deren Blitzlichter hin und wieder aufzuckten. Das war ein gefundenes Fressen für die Presse, und wir kamen überein, das Mädchen vor den Reportern in Sicherheit zu bringen Wenn die sich einmal auf sie gestürzt harten, entkam sie deren Klauen nicht mehr.

Dr. Enkbach entdecken wir auch. Er war der zentrale Punkt und stand inmitten seiner Beamten.

Zwar vernahmen wir seine Summe nicht - wir befanden uns zu weit

entfernt -, doch seine fast schon theatralisch wirkenden Gesten sagten uns genug.

»Ein Beamter, der sich in seinem Erfolg sonnt«, meinte Bill und grinste.

»Laß ihn doch.«

»Und was machen wir mit dem Mädchen?« Suko dachte praktischer. Ich suchte bereits nach einer Stelle, wo wir Gaby Schreiber verbergen konnten. Die Stallgebäude sahen mir menschenleer aus. Ich machte Suko aufmerksam, und mein Partner war einverstanden. Er redete leise auf Gaby ein, die nur nickte.

Danach verschwand mein Freund mit ihr. Er wollte auch bei ihr bleiben, bis wir kamen. Das Schwert nahm er ebenfalls mit.

Bill und ich gingen dorthin, wo Dr. Enkbach sich produzierte. Polizisten schauten uns mißtrauisch an, griffen allerdings nicht ein. Sie schienen zu wissen, wer wir waren.

Endlich hatte uns der Oberpolizist entdeckt. »Ha!« rief er und winkte heftig mit den Armen.

Durch diese Gestik wurden auch andere aufmerksam, und schon standen wir im Mittelpunkt des Interesses.

Mit schwergewichtigen Schritten näherten wir uns Dr. Enkbach. »Na, was haben Sie alles geschafft?«

Ich hob die Schultern.

Der Polizist rückte seine Brille zurecht. »Aha, also nicht mehr als wir auch.«

»Kann ich Sie allein sprechen, Dr. Enkbach?«

Er hob die Schultern, lächelte dabei und breitete die Arme aus. »Ja, warum eigentlich nicht? Wenn Sie mir etwas Interessantes zu bieten haben, aber...«

»Kommen Sie bitte mit in den Stall«, bat ich ihn mit so leiser Stimme, daß nur er es hören konnte.

»Was sollen wir da?«

»Sie werden sehen.«

Er nickte. Dann stampfte er vor. Dieser Dr. Enkbach war in Hochform, und ich fragte mich, wie er es verkraften würde, wenn er plötzlich der blutjungen Mörderin gegenüberstand, die von ihrer Tat nicht einmal etwas wußte.

Typischer Stallgeruch empfing uns. Es roch nach Pferden, Heu und den Ausdünstungen der Tiere. Wir hörten das Wiehern und Schnauben, manchmal klirrte auch ein Huf gegen Stein, und Suko schob sich aus dem Dämmerlicht einer Ecke.

»Hier bin ich, John.«

Wir drehten uns.

Suko stand da und hielt das Mädchen an der Hand. Für die beiden hatte ich keinen Blick, sondern schaute nur Enkbach an. Der Mann blieb stehen, wischte sich über das Gesicht, bekam große Augen und verschluckte sich fast. »Das ist doch...«

»Gaby Schreiber, ja«, vollendete Bill Conolly.

»Aber... aber... wieso?«

»Wir fanden sie oben im Wald.«

»Die Mörderin!«

Bill und ich harten ihr nichts gesagt, Suko auch nicht. Als Gaby das Wort Mörderin hörte, zuckte sie zusammen. Ihre Augen wurden groß und das Gesicht noch blasser. »Mörderin?« hauchte sie.

»Ja, Sie haben doch...«

»Sie hat es, und sie hat es nicht!« unterbrach ich den deutschen Polizisten.

Dr. Enkbach fuhr zu mir herum. »Wieso? Ich habe deutliche Zeugenaussagen, daß die beiden...«

»Lassen Sie mich ausreden, Herr Enkbach«, unterbrach ich den Mann.

»Es ist so. Gaby Schreiber hat zwar die beiden Morde auf dem Gewissen, aber sie hat sie nicht bewußt verübt. Sie wußte bis jetzt

nicht einmal, daß sie getötet hat, denn sie stand unter einem fremden Einfluß.«

Dr. Enkbach schüttelte den Kopf. »Das versteh ich nicht«, gab er ehrlich zu.

»Sie war nicht Herr ihrer Sinne, als sie es tat.«

»Dann ist es Totschlag. Aber das müssen wir noch klären.«

»Auch kein Totschlag im eigentlichen Sinne des Wortes«, sagte ich.

»Eine fremde Kraft hat sie zu dieser schrecklichen Tat getrieben. Es war eine dämonische Macht.«

»Das glauben Sie.«

»Es entspricht den Tatsachen«, erklärte Suko. »Tut mir leid, ich kann Ihnen nicht glauben. Dieses Mädchen wird so behandelt wie...«

»Nein, nicht.«

Jetzt meldete sich auch Gaby Schreiber. Mit zitternder Stimme fragte sie:

»Was ist denn überhaupt passiert?« Es gab keinen Grund mehr, ihr die Wahrheit vorzuenthalten. Diese Aufgabe übernahmen Suko und ich. Wir wählten sehr schonende Worte. Dennoch wurde sie geschockt. Gaby stand dicht vor einem Schreikampf. Ihr Gesicht verzerrte sich, und sie brach zusammen.

»Wir müssen einen Arzt holen!« sagte ich.

Bill Conolly rannte schon los.

Suko hatte das Mädchen aufgefangen. Dr. Enkbach schaute nachdenklich auf den Körper der jungen Mörderin. Seine Stirn hatte er in Falten gelegt. Wahrscheinlich begann er darüber nachzudenken, ob er richtig gehandelt hatte. »Sie scheint wirklich nichts davon gewußt zu haben«, meinte er schließlich.

»Wir sagten es Ihnen bereits.«

»Aber was sollen wir tun?«

»Da kann ich Ihnen auch nicht viel helfen«, antwortete ich. »Aber lassen Sie es sich gesagt sein, es ist nicht einfach, eine Lösung zu

finden. Das Mädchen ist schuldig und trotzdem nicht schuldig. Finden Sie einen Kompromiß. Wenn es zu einer Verhandlung kommt, werden wir gern als Zeugen auftreten, und lassen Sie diese Verhandlung bitte unter Ausschluß der Öffentlichkeit ablaufen.«

»Wenn es geht...«

»Es muß gehen.«

»Auch jetzt keine Presse«, sagte Suko.

»Ja, ja...«

Der Arzt kam. Er nickte uns zu und untersuchte Gaby Schreiber. Als er fertig war, bekam sie eine Spritze. »Mehr kann ich für sie im Augenblick nicht tun«, sagte er im Hochkommen »Ist das die Mörderin?«

»Nein.«

Er schaute mich erstaunt an, warf einen Blick auf Enkbach, der ihm zunickte.

»Na ja«, sagte der Arzt, »das ist nicht meine Sache. Ich darf mich empfehlen?«

»Und was ist mit der Mordwaffe?« erkundigte sich Dr. Enkbach.

Ich schaute Suko an. Mein Freund verstand. Gemeinsam hoben wir die Schultern. »Wir haben nur das Mädchen gefunden.«

»Dann kann ich die Waffe noch suchen lassen.«

»Das können Sie.«

Dr. Enkbach verschwand. Ich hatte nicht einmal wegen dieser Notlüge ein schlechtes Gewissen, aber so waren die zahlreichen Polizisten beschäftigt.

»Ich bringe das Schwert zum Wagen«, sagte Suko, betrat eine leere Pferdebox und holte die Waffe hervor. Er hielt sie unter einer Decke versteckt.

»Okay, aber laß dich nicht erwischen.«

Der Chinese schüttelte den Kopf. »Auf keinen Fall. Ich kenne meine Pappenheimer.«

Auch Bill und ich verließen den Stall. Dr. Enkbach war wieder in seinem Element. Er gab die Anweisungen und stellte drei Suchtrupps zusammen. Von mir bekam er noch die Information, wo genau wir das Mädchen gefunden hatten.

»Dann können wir dort suchen.«

»Sicher.«

Um Suko hatte sich niemand gekümmert. Ich schielte zu ihm rüber und sah, daß er die Kofferraumhaube des BMW zudrosch. Die Decke brachte er wieder zurück.

Alles in Butter.

Da hier der Fall praktisch erledigt war, hielt uns auch nichts mehr am Ort. Wir wollten wieder zurück nach London, denn dort wartete sicherlich Wikka auf uns.

Wikka und Jane Collins!

Wie konnte es weitergehen? Ich hatte das Schwert und würde es ihr zeigen. Würde sie auch weiterhin auf ihrem Angebot bestehen, oder wollte sie versuchen, mich reinzulegen?

Fragen, auf die ich bisher keine Antwort wußte, die mich aber dennoch quälten.

Es gab noch einige Schwierigkeiten mit Dr. Enkbach, denn er konnte nicht begreifen, daß wir schon fahren wollten.

»Es muß sein. London wartet. Sollte sich etwas Neues ergeben und Sie unsere Hilfe brauchen, sind wir sehr gern bereit, Ihnen zur Seite zu stehen.«

»Ich werde vielleicht darauf zurückkommen.«

Wir verabschiedeten uns von diesem Mann, der einen gelösten Eindruck machte, denn er hatte die Mörderin bekommen und das noch sehr schnell.

Wir stiegen in den Wagen.

Lange hatten wir uns nicht in Deutschland aufgehalten. Vielleicht erreichten wir noch die Abendmaschine nach London. Das wäre uns

sehr recht gewesen.

Bill fuhr.

Und er jagte über die Autobahn wie ein Teufel. Immer nur die linke Seite. Zwischen Olpe und Köln schmolzen die 60 Kilometer zusammen. Wir schafften es tatsächlich. Am Flughafen gab es keine Schwierigkeiten wegen des Schwertes, denn mein Sonderausweis und ein Anruf nach London klärten alles sehr schnell. Wir bekamen sogar einen Behälter für die Waffe.

Kurz bevor sie darin verschwand, schaute ich sie mir noch einmal an. Das Kreuz hing noch daran. Es hatte den Griff attackiert. Die drei Schlangen sahen ziemlich verändert aus. Ihre Haut war dunkler geworden, als stünden sie kurz vor der Auflösung. Auch das Leuchten in den Augen war erloschen, vielleicht hatte die Waffe sogar schon einen Teil ihrer Kraft eingebüßt. Das spielte im Moment keine Rolle. Wichtig waren der Flug nach London und Wikkas Eingreifen. Auf irgendeine Art mußte sie sich mit mir in Verbindung setzen, und ich war gespannt darauf, wie es geschehen würde.

Als die Maschine abhob und die Lichter des Flughafens unter uns zurückblieben, lehnte ich mich in meinem Sitz zurück und atmete auf. Den ersten Teil des Falls hatten wir glücklich und ohne Schrammen überstanden.

Würde es auch beim zweiten Teil so sein?

Wir hatten keine Plätze nebeneinander bekommen. Suko saß schräg hinter mir neben einer ältlichen Lady, die von ihren Reiseerlebnissen berichtete, und Bill hockte einige Reihen vor mir. Wenn ich meinen Kopf hob, konnte ich ihn sehen. Der Reporter hatte eine Haltung angenommen, die sehr entspannt war und auf Schlaf hindeutete. Es hatte keine Einwände gegeben, als ich das Schwert mit an Bord nahm. Ich wollte diese wichtige Waffe unbedingt in meiner Nähe wissen, denn ich traute ihr nicht über den Weg, auch wenn ihr ein

Großteil ihrer Kraft durch mein geweihtes Silberkreuz genommen war. Der Flug würde nicht lange dauern, und ich richtete mich gedanklich schon auf die Stadt an der Themse ein.

Eine Stewardeß bot mir etwas zu trinken an. Ich nahm eine kleine Flasche Bitter Lemon.

Das Geräusch der Düsen wirkte einschläfernd, doch ich stemmte mich dagegen und wollte nicht einschlafen.

Ich saß am Fenster und schaute in den dunkler werdenden Himmel. Das Spiel der gegensätzlichen Farben faszinierte mich. Da stach das helle Grau hervor, und dahinter lag eine schwarze Wand, die sich immer weiter vorschob, denn die Dunkelheit war nicht mehr aufzuhalten. Irgendwo am Himmel sah ich auch Lichter. Sie glühten rot und weiß. Positionsleuchten anderer Maschinen.

So gut es möglich war, streckte ich die Beine aus. Als die Stewardeß wieder durch den Mittelgang schritt, reichte ich ihr mein leeres Glas.

Die Frau lächelte und ging. Ich war einfach zu müde, um ihre schönen Beine zu bewundern.

Zehn Minuten vergingen. Um wach zu bleiben, wollte ich mich auf den Fall konzentrieren und damit vor allen Dingen auf Wikka und Jane Collins.

Es gelang mir nur schwer, denn meine Gedanken schienen sich durch Bleibahnen zu bewegen. Ein paarmal faßte ich mir an den Kopf und hatte das Gefühl, diese Müdigkeit war irgendwie nicht normal. Ich schaute auf die anderen Passagiere und zog mich dabei hoch. Auch sie machten einen lethargischen Eindruck. Es redete kaum jemand. Die meisten Menschen hingen wie erschossen auf ihren Plätzen und hatten die Beine ausgestreckt.

Suko und Bill erging es ebenso.

Das war nicht normal.

Mißtrauen keimte in mir hoch. Ich warf einen Blick auf die

Schwertverpackung. Die Waffe lag wohlverstaут in Reichweite. Trotzdem...

Ich atmete tief durch. Die Luft war normal, und ich schaute aus dem Fenster. Es war Nacht. Pechschwarze Nacht.

Wir flogen durch die Dunkelheit.

Das sah mir alles sehr unnatürlich aus, und mein Mißtrauen wurde keinesfalls kleiner.

Ich beugte mich so weit vor, daß ich auch in die Tiefe schauen konnte. Mein Blick verlor sich in der Finsternis.

Kein Licht, kein Widerschein, und dabei flogen wir nicht einmal über dem Meer, wo so etwas vielleicht noch hätte zutreffen können. Hatte man die Maschine entführt? Ich dachte an kein normales Kidnapping, sondern an eine Entführung in eine andere Welt, eine andere Dimension.

Bei diesen Überlegungen wurde mein Mund trocken. Im Gaumen bekam ich ein kratziges Gefühl, und ich mußte mich erst einmal freiräuspern. Auf meinen Handflächen sammelte sich der Schweiß. Ich machte mir bereits Vorwürfe. Wenn mein Verdacht tatsächlich stimmte, hatten wir durch die Buchung dieses Fluges auch andere Menschen in Gefahr gebracht. Das bereitete mir Sorge.

Ich wurde innerlich ziemlich nervös, schluckte ein paarmal und schreckte hoch, als ich links am freien Ende der Sitzreihe eine Bewegung ahnte. Da kam jemand.

Ich drehte den Kopf.

In diesem Augenblick setzte sich die Frau auf den freien Platz, und mein Herz übersprang einen Schlag. Nicht Wikka hockte neben mir, sondern Jane Collins!

Das war ein Hammer!

In den ersten Sekunden reagierte ich überhaupt nicht, sondern blieb steif wie ein Stockfisch hocken. Ich mußte meine Überraschung

verdauen, bevor ich den Kopf nach links drehte und mir die ehemalige Detektivin anschauten.

Das blonde Haar trug sie lang. Die Spitzen fielen bis auf die Schultern der schwarzen Kostümjacke. Diese war sehr weit ausgeschnitten. Wenn Jane sich bewegte, klafften die beiden Teile des Ausschnitts auseinander und ließen tief blicken.

Jane saß neben mir, sie war leicht geschminkt. Die Lippen schillerten hellrot, die Wangen besaßen einen Hauch von Rouge.

»Weshalb sagst du nichts?« fragte sie mich.

»Ich hatte dich nicht erwartet.«

»Das kann ich mir vorstellen.« Jane hockte entspannt auf ihrem Sitz. Die Hände hatte sie locker auf die Oberschenkel gelegt. Es schien niemand ihren Eintritt bemerkt zu haben, wahrscheinlich hatte sie sich materialisiert. Als Hexe konnte sie das, denn ihre Lehrerin Wikka hatte ihr genügend beigebracht.

Für mich stand es so gut wie fest, deshalb stellte ich keine diesbezügliche Frage.

»Was willst du?« wollte ich wissen. Es fiel mir schwer, mit ihr normal zu reden, denn neben mir saß in der Tat eine Mörderin, obwohl ich auch bei ihr hätte vielleicht Entschuldigungen finden können, aber das wollte ich nicht, denn man sollte mich nicht als parteiisch einstufen.

»Ich will dir gratulieren.«

»Wozu?«

»Daß du es geschafft hast, das Schwert in deine Hände zu bekommen.«

»Es war nicht sehr schwierig.«

»Kann ich mir vorstellen, denn die Zeit war genau abgepaßt. Wikka wird sich freuen.«

»Wo steckt sie?«

Jane gab zunächst einmal keine Antwort. Sie hob nur ein wenig die

Stirn. Zwischen uns schien eine Wand zu stehen Keine sichtbare, sondern eine aus Spannung aufgebaute. »Du wirst sie sehen«, erklärte mir Jane.

»Kommt sie her?«

»Nein, wir fliegen zu ihr.«

Ich schaute schnell aus dem Fenster. Die Finsternis hatte sich nicht aufgehellt. Sie war weiterhin so dicht geblieben und lag wie Watte um die Maschine herum.

»Ist das die normale Route?« wollte ich wissen.

Jane schüttelte leicht den Kopf. »Natürlich nicht. Wikka erwartet dich in ihrer Dimension.«

»Dann habt ihr das Flugzeug entführt?«

»So ist es.«

Mein Verdacht war durch diese Antwort zur Gewißheit geworden Und wieder machte ich mir Vorwürfe. Ich hätte mit der Hinterlist dieser verdammten Hexen rechnen müssen. Was waren wir doch für Idioten, daß wir auf normalem Wege London anfliegen wollten Nun war es zu spät.

»Die anderen Passagiere haben damit nichts zu tun«, stellte ich erst einmal richtig. »Deshalb läßt sie aus dem Spiel.«

Jane Collins hob nur die Schultern »Das kommt auf dich an, John Sinclair.«

»Wieso?«

»Du mußt genau das tun, was Wikka verlangt. Nicht mehr und auch nicht weniger.«

Verdammter auch. So ähnlich hatte ich mir die Sache vorgestellt, aber ich war da in eine Zwickmühle hineingeraten. Die beiden Hexen hatten mich auf eine raffinierte Art und Weise festgenagelt. Ich befand mich in der schlechteren Lage, denn ich mußte Rücksicht auf die Menschen nehmen Jane drehte sich, hob ihren Kopf, und für Sekunden waren sich unsere Gesichter sehr nahe.

Ich zitterte innerlich. Die ehemalige Detektivin schaute an mir vorbei, um sich den »Geigenkasten« anzusehen. Ein Lächeln glitt über ihre Lippen, während ich mir ihre Augen ansah.

Sie besaßen noch immer dieselbe Farbe wie früher, nur war das Gefühl aus ihnen gewichen. Jetzt wirkten die Pupillen kalt wie zwei Steine, die unter Wasser schwammen.

»Wirst du zu mir zurückkommen?« wollte ich von ihr wissen. Es war die entscheidende Frage, und vor einer Antwort hatte ich starkes Herzklopfen.

Sie setzte sich wieder normal hin. »Soll ich denn?«

»Wenn du willst.«

Da lachte Jane. »Was soll eine Hexe bei einem Geisterjäger?«

»Ich müßte entsprechende Maßnahmen ergreifen.«

»Darauf bin ich gespannt.«

»Dann hat Wikka ihr Versprechen also nicht gehalten, oder sie hat es zumindest vor«, sagte ich.

»Nein, sie will auch ihren Teil einhalten, da brauchst du dir keine Sorgen zu machen.«

Jane Collins hatte völlig emotionslos gesprochen, mich allerdings nicht überzeugen können. Ihr ging es gut, denn sie lehnte sich bequem zurück und meinte: »Überlassen wir alles Weitere Wikka.«

»Ungern.« Ich war ehrlich.

»Du hast dich auf das Spiel eingelassen, und es wird bis zum Ende gepokert.«

»Wohin fliegen wir, und wann sind wir da?«

»Ich sagte dir schon einmal, daß wir uns in einer anderen Dimension befinden, wo die Zeit keine Rolle spielt. Vergiß nie, daß wir einen mächtigen Freund besitzen.«

»Ja, den Teufel!«

»Genau. Und er hält seine schützende Hand über uns.« Als Jane das sagte, leuchteten ihre Augen.

Für mich ein Beweis, daß sie dem Satan voll zugetan war. Und ich glaubte auch nicht, daß er es zulassen würde, Jane wieder an mich abgeben zu müssen. In diesen Augenblicken hatte ich das Gefühl, Wikkas Plan zu kennen. Ich wollte einfach nicht daran glauben, daß es mit dem Teufel abgesprochen war, so wie sie es sonst immer tat. Nein, da stimmte einiges nicht. Wahrscheinlich kochte sie ihr eigenes Süppchen, denn Wikka wollte unter allen Umständen ihr normales Aussehen wieder zurückbekommen, und dafür tat sie alles, während es dem Teufel im Prinzip egal war, wie seine Diener oder Dienerinnen aussahen.

Vielleicht hatte Wikka sogar die Absicht gehabt, mir Jane zurückzugeben, aber der Satan würde ihr sicherlich einen Streich spielen. Ich schielte auf die blonde Hexe. Wir saßen nebeneinander, kamen uns jedoch vor wie Fremde.

Der eine schien den anderen nicht zu kennen. Beide schauten wir stur geradeaus. Ich mit unbewegtem Gesicht, während um Janes Lippen ein leichtes, irgendwie wissendes Lächeln zuckte.

Von meiner Lethargie und Müdigkeit spürte ich nichts mehr. Sie war sicherlich nur entstanden, als wir von der normalen Dimension in die andere überwechselten. Zudem hatte man mich nicht mit dem Bann belegt.

Ich stand auf.

Jane blieb sitzen. Ihr Blick verriet Überraschung. »Wo willst du hin?«

»Mir die Beine vertreten.«

»Du kannst nichts ändern, Geisterjäger.«

»Das weiß ich.«

»Und auch deine Freunde können dir nicht helfen.«

»Das weiß ich ebenfalls.«

»Dann ist es gut.« Sie zog ein wenig die Beine zur Seite, damit ich an ihr vorbeigehen konnte.

Ich stand im Mittelgang. Wenn ich nach rechts schaute, sah ich zum Cockpit hin. Links ging es zur Bordküche und zu den Toiletten. Das alles interessierte mich nicht, denn für mich waren die Passagiere wichtiger.

Sie lagen wie tot in ihren Sitzen. Erschlafft, müde, ausgelaugt. Der Dimensionswechsel hatte sie völlig unvorbereitet getroffen, und auch meine Freunde Bill und Suko regten sich nicht. Sie hatte es ebenfalls erwischt.

Ich stand allein!

Ein gutes Gefühl war es bestimmt nicht. Aber ich konnte es nicht ändern. Unter den Passagieren befanden sich Frauen und Kinder. Sie alle schienen mit offenen Augen zu schlafen und sahen aus wie Tote, so daß mir beim Anblick dieser Leute ein kalter Schauer über den Rücken rana Ich drehte mich um und schritt auf das Cockpit zu, denn ich wollte sehen, was mit der Besatzung geschehen war.

Als ich Janes Platz passierte, vernahm ich ihr Lachen. »Schau ruhig nach, John Sinclair, und du wirst überrascht sein.«

»Hier überrascht mich nichts.«

Wenig später stand ich gebückt im Cockpit. Mein Magen krampfte sich zusammen, als ich die Crew sah. Die drei Männer hingen schräg auf ihren Stühlen. Dem Co-Piloten war die Mütze vom Kopf gerutscht. Sie lag neben seinem Sitz auf dem Boden.

Ich schaute durch die Scheibe.

Der Düsenclipper jagte in die Schwärze. Ein unheimliches Bild, in das absolute Dunkel zu fliegen, denn da gab es wirklich keinen einzigen Lichtschimmer, der es erhellt.

Schlimm...

Ich holte ein paarmal tief Luft, um den Kloß in der Kehle hinunterschlucken zu können und dachte daran, daß ich schon einmal eine Flugzeugentführung miterlebt hatte. Da war eine Düsenmaschine in Solo Morassos Todesnebel geflogen.[\[2\]](#)

Das jedoch lag lange zurück Zudem waren die Passagiere damals zu Skeletten geworden, nur mich hatte das geweihte Silberkreuz vor dem Nebel geschützt.

Ich schaute wieder nach vorn.

Noch immer rasten wir durch die Finsternis, aber weit vor mir und in Entfernung eigentlich gar nicht abzuschätzen, tauchte ein weißes Licht auf. Bald nahm es einen rötlichen Schimmer an, und ich erkannte eine Gestalt, die vor mir schwebte.

Wikka!

Aus meinen Händen wurden Fäuste. Ich stand wie unter Strom, denn Wikka wurde immer größer. Sie schälte sich als eine monströse Gestalt aus der Dunkelheit hervor, und ich sah vor allen Dingen ihr Gesicht. Riesenhaft erschien es vor der Maschine. Und auch schrecklich, seltsam verzerrt. Da es von den Seiten leicht beleuchtet wurde, konnte ich auch das schwarze Gesicht sehen, in dem die Augen über groß wirkten und rötlich weiß leuchteten.

So war sie, so kannte ich sie.

Ich spürte wieder den Druck im Magen Meine Lippen hatte ich zusammengepreßt, die Muskeln der Wangen zuckten, ich sah das wissende, widerliche, häßliche Grinsen und spürte den Haß, der in mir hochstieg. Ja, ich haßte die Oberhexe mit jeder Faser meines Körpers, obwohl ich als Polizist meine Gegner eigentlich nicht hassen durfte. Aber meine Rolle war eine andere, denn ich hatte es nicht mit normalen Menschen zu tun, sondern mit gefährlichen Dämonen.

Und da kamen Gefühle hoch.

Vor mir wuchs riesig das Gesicht der Hexe. Es hatte kaum beschreibliche Dimensionen angenommen, aber Wikka griff nicht ein, sondern zog sich zurück Wahrscheinlich hatte sie mir nur beweisen wollen, daß ich mich in ihrer Gewalt befand und wie auch die anderen Passagiere nichts tun konnte, um dies zu ändern Ich

wandte mich wieder ab und verließ das Cockpit Jane Collins hatte ihren Platz ebenfalls verlassen Sie erwartete mich im Mittelgang stehend. Auf ihren Lippen lag das gleiche böse Lächeln, wie ich es von Wikkas Gesicht her kannte. Sie hatte ihre Hände rechts und links auf die Sitzlehnen gestützt und die Stirn in Falten gelegt. So sah eine Siegerin aus.

Die Hände, die aus den pechschwarzen Ärmeln der Kostümjacke schauten, kamen mir seltsam bleich vor. Und weiß schimmerte auch die Haut ihres V-förmigen Ausschnitts.

Ja, sie war sich ihrer Sache sicher! »Hast du sie gesehen?« fragte sie mich.

»Natürlich.«

Janes Lächeln wurde breiter. »Dann ist dir ja klargeworden, daß du keine Chance hast!«

»Das steht noch nicht fest.«

»Doch, es ist klar, Geisterjäger. Diese Dimension hier wird allein von ihr beherrscht.«

»Was geschieht jetzt?«

Jane hob die Schultern »Genau das, was man von einem Flugzeug erwartet, wenn es sein Ziel erreicht hat. Wir landen Geführt werden wir von einem magischen Peilstrahl. Auch für ihn zeigt sich Wikka verantwortlich.«

»Dann schnalle ich mich an.«

»Es wird nicht nötig sein.«

Ich wollte mich trotzdem setzen, ging auf Jane Collins zu, die erst Platz machte, als ich kurz vor ihr stand, sich zur Seite drehte und lächelte.

»Keine Chance, Sinclair!«

Leise sagte ich zur ihr: »Irgendwann, Jane Collins, stehen wir uns unter anderen Bedingungen gegenüber, und dann gibt es für dich keine Chance mehr.«

»Das kannst du sehr bald haben, denn Wikka will mich ja an dich abgeben.«

Ich schüttelte den Kopf. »Unter meinen Bedingungen«, erklärte ich ihr und drückte mich endlich an ihr vorbei, um an meinen Sitz zu gelangen. Dort nahm ich allerdings nicht Platz, sondern holte den »Geigenkasten« hervor.

»Ja, verwahre es gut«, sagte Jane Collins. »Du wirst es sicherlich brauchen können.«

Die Maschine verlor an Höhe. Ich merkte, wie sie sich zur Seite neigte. Jane Collins hatte von einem magischen Peilstrahl gesprochen. Das konnte stimmen. Dabei war ich fest davon überzeugt, daß es Wikka gelingen würde, die Maschine ohne Schwierigkeiten landen zu lassen. So wartete ich ab und schaute aus dem Fenster.

Die Dunkelheit wich.

Es wurde heller, aber es war ein seltsames Licht. Entfernte Ähnlichkeit hatte es mit einem Grauton. Dazwischen leuchtete es fahlgelb und gerade so stark, daß es eine Landebahn erhellt. Landebahn war natürlich übertrieben, ich schaute nur auf die etwas hellere Fläche, die sich unter mir abzeichnete. Ob sie einen festen Grund besaß, konnte ich nicht feststellen.

Von Wikka war nichts zu sehen. Sie würde jedoch früh genug erscheinen, dessen war ich mir sicher.

»Willst du nicht wissen, wo wir hier sind?« fragte mich Jane Collins lauernd.

»Nein, nicht unbedingt.«

»Soll ich es dir sagen?«

»Wenn du willst.«

»Wir befinden uns in der Dimension der Hexen. Hast du gehört? Der Hexen.«

»So etwas Ähnliches hatte ich mir bereits gedacht«, sagte ich und

sprach sehr locker.

»Es ist schwer, aus dieser Dimension zu entkommen. Vor allen Dingen, wenn man alleinstehst.«

»Du wirst mir sicherlich dabei helfen.«

Jane lachte.

Dabei setzten wir auf. Ich merkte es kaum. Es gab so gut wie keine Erschütterung, als die Maschine Bodenkontakt bekam. Nur ein leichtes Vibrieren, das war alles. Die Maschine rollte langsam aus. In mir breitete sich das Gefühl der Spannung, aber auch des Unbehagens aus. Mein Kreuz stand mir nicht mehr zur Verfügung, es lag im »Geigenkasten«.

»Steh auf!« sagte Jane.

»Wenn du Platz machst.«

»Sicher.« Sie erhob sich ebenfalls und ging zur Seite, so daß ich passieren konnte.

In meinem Magen spürte ich ein leichtes Ziehen, während ich mich dem Ausgang näherte und dabei die völlig apathisch daliegenden Passagiere sah.

Auch Suko und Bill.

Beide waren von diesem verdammten Hexenbann voll getroffen worden. Wikka hatte es wirklich raffiniert verstanden, meine Helfer auszuschalten. Sie wollte mich allein. Wie schon einmal, als sie mich für diesen wahnsinnigen Job gewonnen hatte.

Dann stand ich vor der Tür.

In der Linken hielt ich meinen seltsamen Koffer, die Rechte streckte ich aus, um den Ausstieg zu öffnen, als eine andere Kraft in das Geschehen eingriff und die Tür von außen her aufschwang.

Ich schaute ins Nichts.

Für einen Moment blieb ich stehen, eingehüllt in eine absolute Stille, bis ich Schritte hinter mir hörte und einen Stoß in den Rücken bekam. Dafür hatte Jane Collins gesorgt.

Nirgendwo fand ich Halt und stürzte ins Nichts...

Für einen Moment bekam ich schreckliche Angst, denn ich kam mir vor wie ein Springer, der seinen Fallschirm vergessen hatte. Dieses Gefühl dauerte zum Glück nur Sekunden, dann bekam ich festen Boden unter den Füßen, obwohl ich ihn nicht sah.

Ich stand in der Schwärze, merkte aber Widerstand. Ein unheimliches Gefühl ist so etwas. Man schwebte in der Luft, und trotzdem spürte man Halt.

Unwahrscheinlich...

Ich schaute zurück.

Die Umrisse des Flugzeugs verschwammen in der Finsternis. Der Ausschnitt leuchtete als oben abgerundetes Bogenfenster. Dort stand Jane Collins noch immer. Sie hatte den Kopf gesenkt und schaute auf mich nieder. Ihr Gesicht war zu einem Grinsen verzogen, das konnte ich deutlich erkennen.

Wikka war noch nicht da. Für ihren großen Auftritt ließ sie sich die entsprechende Zeit. Dann aber kam sie.

Die Oberhexe entstand praktisch aus dem Nichts. Und sie schwebte herbei. Es war tatsächlich ein Fliegen. Es fehlte nur noch der Besen, auf dem sie hockte.

Sie kam nicht allein.

Umflattert wurde sie von seltsamen Wesen, die fast wie Fledermäuse aussahen. Als sie näher kamen, sah ich Frauengesichter. Alle sehr bleich, als hätte man sie mit Kalk überschüttet. Dafür glänzten die Mäuler knallrot.

Das waren Hexen!

Unterhexen gewissermaßen, die auf das Kommando ihrer Herrin Wikka hörten.

Mir wurde flau im Magen, als ich die Masse der Gegner sah. Als ich die Wesen zählte, kam ich auf sechs.

Plus Wikka.

Die Hexen kamen mir vor, als hätten sie lange Mäntel an, aus deren Ausschnitten nur die Köpfe hervorschauten Ich vernahm ein seltsames Knattern und Flattern. Es entstand, wenn sich die Mäntel bewegten Auf diese Weise sorgten die seltsamen Hexenwesen für ihr Fortkommen. Es gab zahlreiche Abarten der Hexen. Welche wie Jane Collins, sehr menschlich und sogar schön aussehend, dann wieder diese seltsamen Geschöpfe, die schon ins Reich der Mutationen oder Monstren hineingehörten.

Körper sah ich nicht. Nur die seltsam flatterhafte Haut, die mich an zerknitterte, dünne Mäntel erinnerte.

Sie blieben in Wikkas Nähe, die auf mich zukam und das Licht mitbrachte.

So kam es mir vor, denn sie wurde von der Rückseite her angestrahlt, hob jetzt die Hand und gab Jane Collins ein Zeichen, die ebenfalls zu Boden sprang ein paar Schritte lief und schräg versetzt zwischen mir und Wikka stehenblieb.

Es war alles sehr seltsam. Diese Dimension der Hexen konnte man auch als eine des Schweigens bezeichnen, denn um uns herum befand sich eine Wand der Stille.

»Ich freue mich, daß du den Weg gefunden hast, Geisterjäger«, sprach mich Wikka an.

»Nicht ich habe ihn gefunden, sondern du. Schließlich hast du die Maschine in diese Welt geführt oder entführt.«

»Das mußte ich tun.«

»Wieso?«

»Weil ich dich sicher haben wollte. London wäre mir zu gefährlich gewesen Ich brauchte dich unter meiner Kontrolle, und das ist mir gelungen.«

»Weshalb hast du andere Menschen in deine Gewalt gebracht. Das wäre nicht nötig gewesen.«

»Doch, John Sinclair. Ich brauche sie. Als Beiwerk, und es ist deine Schuld. Wenn du allein geflogen wärst, dann wäre dies nicht nötig gewesen.«

Da hatte sie recht.

Durch ihre Worte waren die Vorwürfe untermauert worden, die auch ich mir gemacht hatte.

Aber es war nichts mehr daran zu ändern, und ich wollte zusehen, daß ich die Menschen wieder aus dieser Dimension herausbekam und Wikka sie nicht an den Satan verschacherte.

Sie senkte den Blick Dabei bewegten sich ihre Augen Ich konnte erkennen was sie so interessierte.

Es war mein »Geigenkasten«.

»Hast du das Schwert allein gefunden?«

»Nein, es waren zwei Mädchen, die in eine Höhle gingen und es fanden, zusammen mit einem Skelett.«

»Dann ist von der Lenne vermodert.«

»Ja, er war Staub.«

»Aber sein Geist lebt, das weiß ich. Und er ist innerhalb des Schlangenschwerts verborgen. Deshalb will ich es haben. Gib es her, Geisterjäger.«

»Du kannst es bekommen«, antwortete ich ruhig »aber ich möchte genau wissen, wofür. Wie kann dich ein Schwert heilen das du selbst nicht anfassen kannst.«

»Durch die Schlangen.«

»Nicht die Klinge?«

»Nein!« Wikka schüttelte so heftig den Kopf, daß die aus der Stirn wachsenden Schlangen in wilde Bewegung gerieten. »Die Schlange kann auch heilen, das solltest du wissen, Geisterjäger. Nicht umsonst ist das Zeichen des Arztes eine Schlange, die sich um einen Stab windet. Und diese Schlange am Schwert ist etwas Besonderes, denn sie wird mir das zurückgeben, was ich mir so ersehnt habe.«

Ich hatte mir ihre Worte angehört und erkundigte mich: »Und ich bekomme Jane Collins zurück?«

»So war es abgemacht!«

Ich schaute auf Jane. Sie stand da und wartete ab. Dabei machte sie ein Gesicht, als würde sie das alles nichts angehen. Doch daran wollte ich nicht glauben.

Jane gab genau acht!

»Was ist, wenn ich sie nicht will?«

Diese Frage hatte Wikka überrascht. »Du willst sie nicht haben?« antwortete sie lauernd mit einer Gegenfrage.

»Nein, sie stünde doch nicht auf meiner Seite.«

»Was macht das schon!«

»Ich müßte sie einsperren lassen, denn sie hat sich als Mörderin schuldig gemacht.«

Wikka dachte über diese Worte genau nach. Ich sah, wie sich ihr Gesicht bewegte, dann erkundigte sie sich lauernd: »Welch einen Plan verfolgst du, John Sinclair?«

»Ich will, daß du alle Menschen freiläßt, die sich in der Maschine befinden.«

»Und wenn ich mich weigere?«

»Bekommst du das Schwert nicht.«

Jetzt begann die Hexe zu lachen. »Bist du eigentlich verrückt, Geisterjäger? Du befindest dich in meiner Dimension und willst mir, der Herrscherin, Bedingungen stellen? So etwas ist unerhört. Sei froh, daß du noch lebst.«

»Ich habe das Schlangenschwert!«

»Dann gib es her!«

Es war lange genug geredet worden. Ich kam nicht daran vorbei und mußte das Schwert abgeben, sonst gelang es Wikka noch, mich zu vernichten. Denn sie hielt hier die Trümpfe fest. Ich war gespannt darauf, wie sie reagieren würde, wenn sie das Schwert tatsächlich

besaß. Tief holte ich Luft, bevor ich mich bückte. Der »Geigenkasten« besaß zwei Verschlüsse, die auf Knopfdruck in die Höhe schnellten, so daß der Kasten offen war.

Bevor ich den Deckel in die Höhe hob, schielte ich zu Wikka und ihren sie umgebenden Begleiterinnen hin.

Letztere standen wie festgenagelt. Nichts rührte sich, auch Wikka blieb ruhig. Für sie gehörten die nächsten Sekunden zu den wichtigsten Augenblicken in ihrer schrecklichen Existenz als Hexe. Ich öffnete den Deckel!

Da lag das Schwert. Der Deckel war zu Wikka hin aufgeklappt, so daß sie die Waffe noch nicht sehen konnte.

Aber ich. Mein Blick fiel auf die Klinge, wo sich sehr schwach Baldur von der Lennes Gesicht abzeichnete. Sein Geist hatte die Waffe also noch nicht verlassen.

Würde sie auch heilen können?

Aber ich sah auch das Kreuz. Es hatte die Schlangen umwickelt, die seltsam grau aussahen.

Beide Hände versenkte ich im Kasten, und faßte das Schwert an der Spitze an, genau dort, wo sich die Schlangen befanden. Da jedoch tastete ich nur nach dem Kreuz.

Vorsichtig wickelte ich es los. Auf dem Boden des »Geigenkastens« ließ ich es liegen, während ich wieder nach dem Schlangenschwert griff und es anhob.

Noch einmal schaute ich auf das Gesicht im Stahl.

Hatte es sich nicht zu einem wissenden Grinsen verzogen? Würde alles anders laufen, als es geplant war?

Selten in meinem Leben war ich so gespannt gewesen. In meinem Innern vereiste alles, nur das Herz schlug überlaut, und meine Zungenspitze fuhr nervös über die Lippen.

Dann hob ich die Arme so weit, daß Wikka das Schlangenschwert sehen konnte.

»Da ist es«, sagte ich.

»Wirf es her!« Ihre Stimme klang schrill, und sie zitterte vor nicht mehr unterdrückter Erregung.

»Fang!« rief ich.

Schwungvoll schleuderte ich die Arme nach vorn und ließ das Schwert los. Es bewegte sich auf Wikka zu.

Mit beiden Händen griff sie zu. Nichts anderes interessierte sie mehr, nur dieses Schwert.

Ein hallender Schrei drang aus ihrer Kehle, der in einem wütenden Brüllen endete, und Wikka voller Haß und Zorn schüttelte.

»Du verdammtter Hund!« brüllte sie mich an. »Das Schwert ist das richtige, aber es hat seine Magie verloren!« Sie streckte einen Arm aus. Ihr Zeigefinger deutete wie eine Dolchspitze auf mich. »Du hast mich reingelegt, Geisterjäger, und das wirst du büßen...!«

Reingelegt! Hatte ich sie wirklich reingelegt?

Wahrscheinlich ja, denn ich konnte mir vorstellen, was geschehen war. Mein geweihtes Silberkreuz hatte dafür gesorgt, daß die Kraft der Schlangen ausgemerzt worden war.

Wikka geriet außer Kontrolle. Rasend in ihrer Wut hielt sie das Schwert gepackt, und zwar so, daß die Klinge nach unten zeigte. »Das hast du nicht umsonst getan, Sinclair. Du hast gewußt, was mit dem Schwert los ist!«

Sie war so wütend und mit Haß gefüllt, daß sie sich veränderte und um ihre Gestalt plötzlich ein Flammenkreuz tanzte, ohne sie allerdings zu verbrennen.

Ich beschloß, die Situation für mich auszunutzen. Es mußte doch zu schaffen sein, Wikka irgendwie auf die falsche Spur zu bringen. Sie hatte das Schwert bekommen, aber sie konnte nichts mehr damit anfangen. So sah die Lage aus. Wahrscheinlich hatte die Macht meines geweihten Kreuzes auch die Kraft der heilenden Schlangen

zerstört. Aber das Schwert besaß weiterhin seine Wirkung, denn ich hatte das Gesicht des Hexentöters erkannt.

Im Augenblick hatte Wikka mir nur gedroht Sie hatte noch keine Taten folgen lassen, so daß mir noch Zeit genug blieb, mich auf die veränderten Gegebenheiten einzustellen.

Zunächst nahm ich mein Kreuz an mich. Das war die wichtigste Waffe überhaupt, die ich bei mir trug. Sie verschwand in meiner Tasche, denn ich würde es zu gegebener Zeit schon wieder hervorholen. Meine zweite Aktion galt Jane Collins. Es war nur ein Blick, mit dem ich sie streifte, denn ich wollte sehen, wie sie auf Wikkas Enttäuschung reagierte.

Jane tat gar nichts.

Sie erinnerte mich an eine Denkmal, so ruhig stand sie auf dem Fleck, und schaute zu ihrer Meisterin hin. Aber zuckte nicht ein feines Lächeln über ihre Lippen?

Genau! Ich hatte mich auf keinen Fall getäuscht. Jane lächelte hinterlistig und auch auf eine gewisse Art und Weise freudig. Das konnte mehrere Gründe haben. Zwei fielen mir ein. Wahrscheinlich freute sie sich darüber, daß der große Plan ihrer Herrin ins Wasser gefallen war. Oder darüber, daß Wikkas Gesicht schwarz blieb.

Weil dies so war, mußte Wikka weiterhin in gewissen Dingen zurückstecken und war auf Jane Collins angewiesen Daraus konnte ich unter Umständen Kapital schlagen.

Hatte sich Wikka vor Sekunden noch wie eine Furie benommen, so wurde sie plötzlich sehr ruhig. Sie hatte den Schock überwunden, packte noch einmal den Schlangengriff und rammte die Klinge vor ihren Füßen in den nicht sichtbaren Boden, wo sie steckenblieb und noch ein wenig nachzitterte.

Jetzt stand ich auf ihrer Liste.

Sie dreht sich mir voll zu. In der Schwärze bildeten wir eine hellere Insel, aus diesem Grunde gelang es mir auch, genau ihr

Gesicht und den Körper zu erkennen.

Die verbrannte Fläche war verzogen Weißrot leuchteten allein die Augen dieses dämonischen Wesens.

»John Sinclair!« sagte sie böse. »Du hast es tatsächlich gewagt und mich reingelegt. Jawohl, hintergangen hast du mich. Das sollst du mir büßen, denn daß ich weiterhin mit diesem Gesicht umherlaufen muß, ist allein deine Schuld, Geisterjäger.«

»Nein« Ich schüttelte den Kopf. »Es ist nicht meine Schuld. Du hast es dir selbst eingebrockt.«

»Versuche nicht, dich herauszureden. Es nutzt dir nichts mehr.«

»Bekomme ich Jane Collins trotzdem?«

Wikka lachte schrill. »Du bekommst etwas anderes, John Sinclair. Deinen Tod!«

Damit hatte ich gerechnet. Und Wikka machte auch sofort Nägel mit Köpfen Sie griff mich dabei allerdings nicht selbst an, sondern schickte ihre Vasallen.

Sechs Hexen hatte sie.

Und die starteten!

Sie waren verdammt schnell, das mußte ich zugeben. Aber auch ich war kein heuriger Hase. Ich wollte mich mit dem Kreuz und der Beretta verteidigen. Wenn es darum ging rasch eine Pistole zu ziehen, konnte ich mich mit den meisten Westernhelden messen Glatt und sicher zog ich meine Beretta, während die Hexen starteten und die erste mich fast schon erreicht hatte. Ich schoß.

Im Schein der Mündungsflamme sah ich, wie die Kugel den Körper durchschlug. Und es tat sich etwas.

Eine Flammenwand puffte vor mir in die Höhe. Mein geweihtes Silbergeschoß hatte dafür gesorgt, daß die Hexe in einen Feuerring eingehüllt wurde.

Ich hörte ihr Schreien. Schrille Laute stachen mir entgegen,

während die Hexe einen makabren Tanz aufrührte und der feurige Mantel auch ihr Gesicht erfaßte.

Ihre Schreie verstummt, aber nicht die der anderen. Und das hatte seinen Grund.

Als ich zur Seite huschte, um einen besseren Blickwinkel zu bekommen, da sah ich, was geschehen war.

Ich hatte einen Helfer bekommen!

Es war das Schlangenschwert!

Deshalb schrie Wikka auch, denn damit hatte sie nicht gerechnet. Das Schwert wurde seiner Funktion gerecht. Es hatte vor Hunderten von Jahren die Hexen vernichtet und war dabei, dies nun fortzuführen. Die heilende Kraft des Schwertes hatte ich durch mein Kreuz zwar brechen können, seine Kampfkraft aber nicht.

Niemand brauchte die Waffe in die Hand zu nehmen. Sie agierte von ganz allein.

Wikka war zurückgewichen. Sie hatte beide Hände erhoben. Ihre gespreizten Finger wurden von grünen Blitzen umtanzt. Aus ihrem Mund drang das wütende Heulen, und vielleicht war sie dabei, einen magischen Abwehrschirm aufzubauen.

Sie selbst griff das Schwert nicht an. Wahrscheinlich fürchtete sie sich davor, und so konnte sich die Waffe mit dem Gesicht des Hexenjägers ungestört entfalten.

Das tat sie auch.

Ich hatte nur eine Hexe erledigt und wurde in den nächsten Sekunden ebenso zum Zuschauer degradiert wie Wikka und Jane Collins. Zum erstenmal sah ich das magische Schlangenschwert in Aktion, und es räumte furchtbar auf.

Als würde es von der Hand eines unsichtbaren Meisters geführt, so tanzte es auf und nieder. Die Schwertstreichs fuhren gedankenschnell von allen Seiten auf die Hexen zu, die gar nicht so schnell wegkonnten, wie das Schwert kämpfte.

Zwei der fünf Hexen erwischte es schon bei der ersten Attacke. Eine wurde durchbohrt, der anderen der Schädel gespalten, so daß zwei Hälften nach rechts und links zur Seite kippten und dicker grauer Rauch aufstieg.

Die drei anderen Hexen harten einen Ring um die Waffe gebildet und umtanzten sie. Ein wildes Heulen drang aus ihren Mäulern. Die weißen Gesichter erinnerten an Kalkflecken in der Schwärze. Das Schwert kannte kein Pardon.

Es zuckte in die Höhe, tanzte auch über meinen Kopf hinweg, drehte sich und jagte die Hexen.

Fauchend und im schrägen Winkel zischte es auf die Wesen zu, um sie zu vernichten.

Die dämonischen Wesen brüllten und kreischten um die Wette. Sie waren nicht mehr zu stoppen und hatten sich entschlossen, das fliegende Schwert in einer gemeinsamen Aktion anzugreifen, denn zu dritt schätzten sie sich stärker ein.

Das Schwert machte ihnen einen Strich durch die Rechnung. Eine rauhe Lache vernahm ich noch. Von uns hatte sie niemand ausgestoßen, auch die Hexen hielten sich zurück Deshalb kam nur Baldur von der Lenne in Frage, dessen Gesicht auf dem Stahl schimmerte.

Er startete seine letzte Attacke.

Dabei war das Schwert so schnell, daß die Hexen ihm nicht mehr entwischen konnten. Zudem hatten sie einen Fehler gemacht und sich nebeneinander aufgebaut.

Von der linken Seite her rauschte die Klinge heran. Die Waffe hatte Zeit genug gehabt, den richtigen Schwung zu holen. Daß Kraft in und hinter ihr steckte, bewies sie mit ihrer letzten, erfolgreichen Aktion. Die Klinge köpfte die Hexen.

Einen Schlag brauchte sie dafür nur. Sie kam von mir aus gesehen von der linken Seite und trennte die drei Schädel von den Rümpfen

der kreischenden und ängstlichen Hexen.

Drei Köpfe schienen für einen Moment in der Luft stehenzubleiben, dann folgten sie auch in dieser Dimension den Gesetzen der Gravitation und fielen zu Boden.

Dort zischten sie auf, als wären sie Leuchtkugeln Flammen zuckten plötzlich, und Staub blieb zurück.

Das Schwert aber drehte sich. Es bildete in Kopfhöhe einen Kreisel, stoppte plötzlich, denn seine Spitze hatte ein neues Ziel gefunden. Wikka!

Wollte der Hexenjäger Baldur von der Lenne jetzt die oberste der Hexen töten?

Das wäre eine Sache gewesen!

Sollte ich mich darüber freuen? Wahrscheinlich, denn wie ich das Schwert einschätzte und einmal in Aktion erlebt hatte, würde es auch Wikka mit Leichtigkeit schaffen.

»Von der Lenne!« schrie die Oberhexe. »Hörst du mich, du verfluchter Hexenjäger?«

Das Lachen schwang durch die Luft. Der Geist des Hexenjägers hatte die Worte sehr wohl vernommen, aber es kümmerte ihn nicht, er vertraute auf seine Stärke und stand nun im direkten Duell der Königin der Hexen gegenüber.

Wikka baute ihren Abwehrschirm auf.

Auch ihre Kräfte waren nicht mit denen eines normalen Dämons zu vergleichen, sie konnte die Materie verändern und sie manipulieren. Das bewies sie in den nächsten Augenblicken, als plötzlich vor dem Schwert eine Feuerwand in die Höhe schoß.

Zuerst pustete es nur, dann hörte ich das Fauchen, und einen Augenblick später stand die Wand.

Mich erreichte sie zwar nicht, aber ich zuckte zurück, weil mich die tanzenden Flammenzungen blendeten. Die Auswirkungen einer Hitze

merkte ich nicht, denn das Feuer war ein magisches. Es brannte kalt, obwohl es eine große Zerstörungskraft besaß.

So war das Schwert nicht aufzuhalten. Es tauchte in die Flammen ein, und es verbrannte nicht.

Wahrscheinlich hatte Wikka damit gerechnet, doch dieser Stahl hielt auch ihren Angriffen stand.

»So nicht!«

Wieder dröhnte die Stimme des Hexenjägers aus der Klinge, und die Worte waren noch nicht verklungen, als die Waffe dicht vor dem Körper der Hexe erschien.

Da schrie Wikka.

Blitzschnell malte sie magische Zeichen in die Luft, die durch grüne Flammen nachgezeichnet wurden. Es nutzte ihr nichts. Das Schwert schlug zu.

Und es traf die zwei Schlangen, die zuckend aus der schwarzen Stirn der Oberhexe wuchsen Mit einem seitlich angesetzten Hieb säbelte es die magischen Tiere ab. Die allmählich verkohlenden Reste sanken zu Boden.

Dann kam Wikka an die Reihe. Bevor sie sich versah und einen Gegenzauber aufbauen konnte, drehte sich das Schlangenschwert in der Luft und hieb mit der flachen Seite gegen den Kopf der Hexe. Es war ein knallharder Treffer. Es hatte Wikka zwar nicht ins Reich der Bewußtlosigkeit geschafft, aber er warf sie zu Boden, und der nächste Hieb schmetterte sie in die Schwärze.

Jetzt lag sie.

Und das Schwert schwebte über ihrem Kopf. Es brauchte nur zuzuhacken, und Wikka hatte ihren Schädel verloren. Für mich eine abstoßende, gleichzeitig auch faszinierende Schau. Wenn ich daran dachte, daß Wikka vernichtet wurde...

»John Sinclair!«

Ich zuckte zusammen, als ich Jane Collins Ruf vernahm, drehte mich

um und schaute sie an.

Jane stand wie unter Strom. Ihr Gesicht war verzerrt. Die Augen strahlten in einer seltsamen Farbe, als sie mich starr anblickte. Noch kam ich mir groß, gut und siegessicher vor. »Was willst du?« fragte ich sie.

»Wenn Wikka sterben sollte, sind die Menschen in dem Flugzeug verloren«, erklärte sie mir. »Und dafür werde ich persönlich sorgen, Geisterjäger...«

Es wäre auch zu schön gewesen, Wikka vor meinen Füßen liegen zu sehen. Vernichtet, ausgelöscht, nicht mehr vorhanden. Und die Hexen wären führungslos gewesen. Aus der Traum!

Und ausgerechnet ich sollte sie retten. So hatte Jane Collins gesprochen, denn die setzte das Leben der unschuldigen Passagiere dagegen.

»Was ist, Sinclair?« Janes Stimme klang sehr scharf. »Hast du dich entschieden, oder sollen deine Freunde und auch die Unschuldigen sterben?«

»Nein!«

»Dann tu endlich etwas!« forderte sie.

»Was denn?« Ich zögerte es noch hinaus, denn auch das Schwert schlug nicht zu. Ich kannte den Grund nicht, vielleicht sollte Wikka noch Qualen erleiden. Jedenfalls war es eine Situation, wie ich sie noch nie erlebt hatte.

Da lag die Oberhexe vor meinen Füßen. Über ihr schwebte ein Schwert, aber es schlug nicht zu. Der Geist des Hexenjägers steckte in der Klinge, er hatte alle Hexen getötet, die in seine Nähe kamen, weshalb nicht auch Wikka?

Die schmale Klinge glänzte. Das seltsame Licht spiegelte sich auf ihr wider, und ich konnte auch die Züge des Hexenjägers von der Lenne gut erkennen.

Sie waren verzogen.

Triumph verspürte er. Der Mann grinste satanisch. Er hatte zahlreiche Hexen getötet, und nun, als schon lange Verstorbener, stand er vor dem größten Erfolg.

»Sag ihm, was ich fordere«, erklärte mir Jane Collins. »Und wenn er es nicht tut, nimm dein Kreuz. Damit kannst du ihn bestimmt vernichten!«

Aus dem Schwert vernahmen wir die Stimme, denn von der Lenne hatte jedes Wort verstanden. »Du brauchst mir nichts zu sagen, Sinclair. Ich weiß auch so Bescheid. Aber ich spiele nicht mit. Ich habe geschworen, die Hexenbrut auszurotten, und diesem Schwur bleibe ich auch nach meinem eigentlichen Tod treu!«

»Und die unschuldigen Menschen?« fragte ich, wobei ich nicht vermeiden konnte, daß meine Stimme zitterte.

»Die interessieren mich nicht!«

»Es sind keine Hexen, sondern normale Menschen, die niemals zu Dämonen werden.«

»Sinclair!« hetzte Jane. »Setze alles ein! Nimm dein verdammtes Kreuz und kill ihn!«

Ich nahm das Kreuz nicht, sondern ging auf Wikka und das über ihr schwebende Schwert zu.

»Noch einen Schritt, und ich schlage zu!« schallte es mir aus der Klinge entgegen.

Da schleuderte ich das Kreuz!

Ich hatte es bisher in der Hand gehalten Nur ich wußte davon, Baldur von der Lenne hatte es nicht gesehen, deshalb wurde er auch davon überrascht.

Meine Chancen standen fünfzig zu fünfzig. Er hätte auch noch die Zeit gehabt, daß Schwert nach unten schlagen zu können, aber mein Kreuz war schneller.

Es gab einen hell klingenden Laut, als es gegen die Klinge schlug, und plötzlich zuckte die Waffe in die Höhe.

Weg von Wikka!

Ich sah nicht, was sie unternahm, denn nun hatte das Schlangenschwert einen neuen Gegner. Mich!

Mit dem Kreuz hätte ich etwas unternehmen können. Es lag leider zu weit entfernt. Bis ich das erreichte, konnte mir das Schwert den Schädel abschlagen.

Jetzt fehlte mir der silberne Bumerang.

Ich hatte ihn leider nicht mitgenommen, so mußte ich mich auf die Beretta und den Dolch verlassen.

Dolch gegen Schwert!

Ein Verhältnis, das nicht stimmte, denn die Klinge war immer stärker. Noch tat sie nichts.

Etwa drei Schritte von mir entfernt schwebte sie in der Luft. Die Spitze zeigte nach unten, wobei mir genau die Spitze des Schwertes zugewandt war, auf der ich auch das Gesicht des längst schon vermoderten Hexenjägers sehen konnte.

Aus den Augenwinkeln bekam ich mit, wie sich Jane Collins und Wikka zur Seite hin entfernten Sie wollten aus dem Gefahrenbereich der Klinge. Es war kein gutes Gefühl, auch sie noch schräg hinter mir zu wissen Obwohl mich der ganze Fall eigentlich gar nichts anging, hatte ich jetzt den Schwarzen Peter bekommen Wie so oft in meiner Laufbahn Ich konnte nur zusehen, wie ich da mit heiler Haut wieder rauskam. Es war kein gutes Gefühl, für meine Gegnerinnen Wikka und Jane Collins die Kastanien aus dem Feuer zu holen, aber es ging eben nicht anders.

Noch schaute ich auf das Gesicht.

Es zuckte. Vor Freude vielleicht, dann aber verschwand es, denn das Schwert wurde gekippt, so daß die Spitze auf mich zeigte. Es wurde gefährlich.

Mir rann es kalt den Rücken hinab. In der rechten Hand lag meine Beretta.

Hinter mir hörte ich die Stimme der Oberhexe. »Jetzt wird sich Sinclair beweisen müssen. Nicht wahr, Geisterjäger? Zeige mal, ob du tatsächlich so stark bist.«

Ich ließ mich nicht ablenken. Ein falscher Blick, eine Zehntelsekunde der Nichtkonzentration hätte alles gegen mich entscheiden können. In der rechten Hand hielt ich die Beretta. Ich glaubte kaum, daß ich damit etwas erreichen konnte, versuchte es trotzdem, zielte genau und schoß. Es war schwer, das Schwert zu treffen. Auch ich schaffte es nicht voll, es wurde höchstens ein Streifschuß, die Klinge zitterte kaum, dann jedoch stieß sie vor.

Sie kam nicht in einer Geraden, sondern schräg von oben nach unten gezogen. In diesem Winkel hätte sie auch meine Brust getroffen, aber ich stand längst nicht mehr dort, wo ich vor wenigen Augenblicken noch gewartet hatte, sondern war nach rechts hin zur Seite gehuscht, und das Schlangenschwert verfehlte mich.

Ich schlug einen Bogen. Jetzt mußte ich verdammt schnell sein, denn ich wollte nach wie vor mein Kreuz haben. Aber auch Baldur von der Lenne ahnte mein Vorhaben. Das Schwert versuchte, mir den Weg abzuschneiden.

Ich rannte.

Von der linken Seite her wischte es heran. Sogar das Fauchen vernahm ich und auch das Lachen. Dann kam der Schlag. Kein Treffer. Im letzten Augenblick hatte ich mich nach vorn geworfen, war kopfüber gelandet, über die Schulter gerollt, kam wieder in die Höhe, und da schwebte das Schwert bereits über mir.

Diesmal konnte ich nicht ausweichen.

Die Klinge hämmerte zu.

Das letzte, was ich wahrnahm, war das grinsende Gesicht des Hexenjägers...

Dann hörte ich nur noch etwas! Es war ein gewaltiges Krachen, ein Bersten und Splittern, aber das Schwert traf mich nicht. Vielleicht eine Fingerlänge vor meinem Gesicht war es gegen ein Hindernis geschlagen. Unbegreiflich, daß es so etwas gab, aber es existierte tatsächlich diese Wand aus dickem Glas oder einem ähnlichen Material, die ich zuvor nicht hatte gesehen. Wie war sie entstanden?

Sich darüber Gedanken zu machen, war müßig, denn ich mußte zusehen, der Klinge zu entkommen.

»Sinclair!« hörte ich Wikkas Stimme. »Ich hoffe, du vergißt nicht, daß ich dir gerade das Leben gerettet habe. Nur durch mich hast du es geschafft, denn ich habe die Wand aufgebaut, so daß die Klinge gestoppt wurde.«

Die Worte vernahm ich, während ich mich ein paarmal um die eigene Achse drehte, denn die Gefahr war längst nicht gebannt. Noch hatte ich die Klinge nicht ausschalten können, aber ich war meinem Kreuz wieder näher gekommen.

Während sich das Schwert auf mich einpendelte, kam ich hoch und lief geduckt auf die wertvolle Waffe zu.

Sie gab ein schwaches Leuchten ab, denn sie befand sich in einer anderen Dimension, die mit den Kräften des Bösen in Verbindung stand. Ein Hechtsprung!

Die Beretta hatte ich verschwinden lassen, so daß die fünf Finger meiner rechten Hand zupacken konnten. Und ich erwischte das Kreuz, riß es an mich, kreisselte herum und sah das Schwert.

Vor mir wuchs es in die Höhe, wurde groß, für mich schon übergroß, und ich schrie dieser Waffe endlich den Aktivierungsspruch meines Silberkreuzes entgegen.

»Terra pestem teneto - Salus hic maneto!«

Konnte es diese Formel packen?

Schon oft hatte sie mir geholfen, denn wenn ich sie aussprach, entfaltete das Kreuz seine Kraft, und es verließ mich auch in dieser einen Sekunde nicht.

Urplötzlich war ich von einem grünen Licht umgeben, das mich an ein glockenförmiges Gebilde erinnerte und einen Schutzmantel um mich gelegt hatte.

Ich sah alles sehr genau, aber verzerrt und wie durch Glas schauend. Der Flug des Schlangenschwertes schien sich verlangsamt zu haben. Mit der Spitze hatte es mich durchbohren wollen, jetzt aber wurde es in die Höhe geschleudert, kurz bevor es mich erreichen konnte, stellte sich aufrecht und kippte dann zur anderen Seite hin, bevor es auf dem Boden liegenblieb.

Ich atmete tief durch.

Das Kreuz hielt ich fest, während ich auf die Waffe zuging und mich bückte.

Das Schlangenschwert war so gefallen, daß die Spitze nun von mir wegzeigte, ich allerdings Baldur von der Lenes Gesicht erkennen konnte.

Es hatte ihn erwischt. Sehr deutlich las ich das aus seinen Zügen Sie zeigten eine schreckliche Qual, und mir war klar, daß die Kraft des Schlangenschwertes gebrochen war.

Auch die Klinge glänzte nicht mehr so wie früher. Sie wurde vor meinen Augen matter, ich konnte es mit ansehen und auch das Gesicht veränderte sich.

Den Mund hatte Baldur von der Lenne aufgerissen. Vielleicht wollte er schreien, aber er bekam keinen Ton mehr hervor. Dafür quollen die Augen aus seinen Höhlen Wie gläserne Kugeln wirkten sie, die jemand von der Rückseite her nach vorn drückte. Dann liefen sie an seinen Wangen entlang und wurden nur noch von den Sehnen gehalten, bevor sie schmolzen und sich mit dem allmählich

zerfließenden Metall des Schwerts vereinigten Auch die Waffe verging.

Die heilenden Schlangen gab es schon seit einiger Zeit nicht mehr. Jetzt geschah das gleiche mit der Klinge, die ebenfalls ihre Existenz aufgab. Ich schaute zu.

An der Spitze ringelte sie sich zusammen und wurde zu einem klumpenförmigen Gegenstand, der sich drehte, dabei brodelte und zischte, wobei feine Rauchschwaden aus den Klumpen senkrecht in die Höhe stiegen.

Vor Hunderten von Jahren war der Körper Baldur von der Lennes vernichtet worden, nun hatte auch sein Geist ein unrühmliches Ende gefunden.

Durch das Kreuz!

Ich schüttelte den Kopf. War dieser ganze Fall nicht für die Katz gewesen? Darüber dachte ich nach, denn mein eigentliches Ziel hatte ich ja nicht erreicht.

Und Wikka ebenfalls nicht.

Als ich an sie dachte, bekam ich eine Gänsehaut. Verdammt, sie und Jane Collins waren ja auch noch hier, und sie waren wahrschafitg keine Freunde von mir, wenn mir die Oberhexe Wikka auch das Leben gerettet hatte.

Aber das hatte sie tun müssen, denn allein wäre sie gegen die Kraft des Schwerts nicht angekommen.

»So!« vernahm ich ihre Stimme. »Und nun zu uns, John Sinclair...«

Wikka hatte in meinem Rücken gesprochen, und ich drehte mich langsam um, damit ich sie anschauen konnte.

Natürlich stand Jane neben ihr.

Hatte ich die beiden vor gar nicht langer Zeit noch ziemlich deprimiert erlebt, so war nun eine Änderung eingetreten. Sie zeigten sich sehr selbstsicher, und das konnten sie auch, denn sie lebten

beide, hatten nicht verloren, aber auch nicht gewonnen.

Ich brauchte nur in das häßliche, verbrannte Gesicht der Oberhexe Wikka zu schauen, um dies erkennen zu können.

Sie grinste. Dabei streckte sie ihren Arm aus und sagte: »Ich fühle mich an mein Versprechen nicht gebunden, Geisterjäger. Du hast es nicht geschafft!«

»Doch, ich habe dir das Schwert geholt.«

»Das war auch alles. Aber dein Kreuz hat seine heilende Wirkung zerstört. Die Schlangen waren vergangen, verbrannt, ein Nichts, und das genau wirst du mir büßen.«

»Sei froh, daß mein Kreuz existiert hat. Du mit deinen Hexenkräften hättest Baldur von der Lenne nicht geschafft, Wikka. Ich habe es getan, denn die Klinge hätte dich bestimmt erwischt.«

»Rede nicht, Geisterjäger. In dieser Hexendimension bist und bleibst du mein Gefangener!«

»Was ist mir den Passagieren?«

»Ich werde ihre Seelen dem Satan zukommen lassen. Er freut sich über jede.«

»Besonders über mich!«

»Was soll das heißen?«

»Daß du meine Seele oder mich nehmen kannst. Ich stelle mich freiwillig zur Verfügung.«

Sie lachte. »Um die anderen zu retten, wie?«

»So ist es!«

»Einen Fehler findet man in deiner Rechnung, Geisterjäger. Es sitzen ja nicht nur normale Passagiere innerhalb des Flugzeuges, sondern noch zwei Freunde von dir und auch Feinde von mir. Conolly und den Chinesen kann ich auf keinen Fall entkommen lassen, das verstehst du doch - oder?«

»Natürlich.«

Wikka deutete auf die Maschine. »Die Menschen werden sich

wundern, denn ich bin dabei, den Bann aufzulösen. Wenn sie erwachen und feststellen, wo sie gelandet sind, dann...« Sie lachte und sprach nicht mehr weiter.

Dafür gab sie Jane Collins den Befehl. »Geh hin und hole diesen verdammt Conolly und auch den Chinesen.«

»Ja.« Jane verschwand.

Wikka wandte sich wieder mir zu. Sie grinste schadenfroh. »Warte noch ein Weilchen, Sinclair, dann wird sich einiges ändern.«

Das glaubte ich ihr unbesehen. Jane Collins schaffte es tatsächlich, den Einstieg, ohne eine Leiter zu benutzen, zu erreichen. Sie schwebte in die Höhe, entgegen den Gesetzen der Gravitation, aber in der Dimension der Hexen war sowieso einiges anders.

Dann verschwand sie.

Ich wartete und suchte fieberhaft nach einer Lösung. Es war verdammt schwer, hier einen Weg zu finden. Wikka hatte uns in diese Dimension geschafft, sie mußte uns auch wieder herausbringen. Ob sie das allerdings tat, war die große Frage, und ich wollte nicht so recht daran glauben. Freiwillig bestimmt nicht.

Wikka wußte von meinen Überlegungen, denn sie sagte: »Du kannst es drehen und wenden, wie du willst, Geisterjäger. Hier habe ich zu bestimmen, und es wird all das gemacht, was ich...«

»Wikka!« Janes Stimme unterbrach ihre Rede.

Wie auch ich, so schaute die Oberhexe ebenfalls in die Höhe. Am Einstieg der Maschine war Jane Collins erschienen Aber nicht allein. Sie hielt einen Mann umklammert. Wie ein Toter hing er in ihrem Griff, obwohl er den Kopf schon wieder bewegen konnte. Jane hatte ihre Arme um seine Achselhöhlen geschlungen, schaute auf Wikka, sah ihr Nicken, ließ Bill los und versetzte ihm gleichzeitig einen Stoß. Er fiel nach unten und schlug auf, ohne, daß er sich Schmerzen zufügte. Stöhned blieb er liegen, hob eine Hand und faßte sich an den Kopf. Wikka nickte. »Hol den nächsten, den

Chinesen Dann machen wir die drei zusammen fertig!«

Das glaubte ich ihr aufs Wort und schaute zu, wie Jane Collins zum zweitenmal verschwand...

Suko hatte das Gefühl, überhaupt nicht mehr der zu sein, der er eigentlich war. Irgend etwas war über ihn gekommen, hatte ihn mit der Gewalt eines Sturmwindes gepackt und in einen Zustand gerissen, den man mit dem Wort Ohnmacht oder Bewußtlosigkeit umschreiben konnte. Darüber dachte Suko nach, als er die Augen aufschlug. Er hatte es schwer, sich wieder zu erinnern. Sein Kopf schien mit Pudding gefüllt zu sein, in dem sich die Gedankenströme verirrten.

Was war denn geschehen?

Ein völlig normaler Start, ein normaler Flug bis er die Müdigkeit gespürt hatte.

Als Suko daran dachte, stockten seine Gedanken Müdigkeit! Genau das war es. Man konnte es als den springenden Punkt bezeichnen, denn diese Müdigkeit war nicht normal gewesen, da hatten andere Kräfte mitgewirkt, dämonische.

Suko schluckte Auf einmal dachte er klar, stemmte sich hoch und versuchte, einen Blick aus dem Fenster zu werfen. Es fiel ihm schwer genug. Erstens brauchte er für sein Vorhaben körperliche Kraft, und zweitens sah er fast nichts.

Nur Dunkelheit!

Aber bei genauem Hinschauen erkannte er eine Person. Das war die Oberhexe Wikka. Und ein Stück von ihr entfernt stand John Sinclair, sein bester Freund.

Nicht genug damit, Jane Collins bekam er ebenfalls zu Gesicht, die hochschwebte und die Maschine durch den offenen Einstieg betrat. Janes Reaktion hatte Suko bewiesen, daß sie sich nicht in einer normalen Welt aufhielten Sie mußten in eine andere Dimension

geschafft worden sein, in der die Hexen oder Dämonen das Sagen hatten.

Der Chinese wußte selbst nicht genau zu sagen, weshalb er in den folgenden Sekunden so reagierte, denn er nahm wieder seine alte Haltung ein und schloß ein wenig die Augen Allerdings nur so weit, daß er noch erkennen konnte, was um ihn herum geschah. Die anderen Passagiere verhielten sich still. Sie befanden sich noch weiterhin unter dem magischen Einfluß der Oberhexe Wikka, nur der durchtrainierte Suko hatte es früher geschafft.

Er hörte die Schritte.

Jane Collins kam.

Der Inspektor hatte seine Hand so gelegt, daß er schnell seine Beretta ziehen konnte. Das war nicht nötig denn Jane passierte ihn, wobei sie ihm einen knappen Blick zuwarf, nichts merkte und weiterging. Und zwar genau da stehnblieb, wo Bill Conolly lag.

Ihn packte sie.

Suko konnte schräg in den Mittelgang hineinblicken und war überrascht, mit welch einer Leichtigkeit die ehemalige Detektivin den Körper des Reporters in die Höhe hievte und dann über ihre Schulter wuchtete. Sie verschwand mit ihm. Als Suko sicher war, daß er von ihr nicht gesehen werden konnte, bewegte er sich zum Fenster und blickte hinaus.

Bill Conolly fiel aus dem Ausstieg und blieb zwischen Wikka und John Sinclair liegen.

»Hol den nächsten, den Chinesen. Dann machen wir die drei zusammen fertig!«

Bis in das Innere der Maschine schallte die Stimme der Oberhexe. Suko grinste kalt. Wikka würde sich wundern. Er hatte in den vergangenen Sekunden wieder Kraft sammeln können, zog seine Dämonenpeitsche und schlug einmal einen Kreis über den Boden. Dabei hatte er seinen rechten Arm in den Mittelgang gestreckt. Die

drei Riemen fielen aus der Öffnung.

Suko besaß mit der Dämonenpeitsche eine sehr starke Waffe, und er hoffte, daß sie ihm auch gegen Jane Collins half. Er mußte die Hexe nur überraschen.

Sie kam.

Nichts ahnte sie. Ihre Schritte wurden lauter. Suko hörte das leise Lachen, dann blieb sie neben seinem Sitz stehen und beugte sich nach unten.

Der Chinese hielt die Peitsche so versteckt, daß sie Jane nicht sofort sehen konnte.

Jane Collins machte es wie bei Bill. Sie faßte Suko unter, zog ihn vom Sitz in den Mittelgang und wollte ihn zum Ausgang schleifen. Da wurde Suko zum Tiger!

Plötzlich raste sein rechter Arm in die Höhe. Er drehte sich und schmetterte Jane Collins mit einem harten Schlag zu Boden. Sie fiel in den Gang, ihre Beine hieben gegen einen Sitz, das Gesicht verzerrte sich, und bevor sie sich versah, hatte Suko sie hochgerissen, in seinen Griff genommen, aus dem sie sich kaum befreien konnte. Anschließend drückte er ihren Körper auf den Boden. Er hatte die Peitsche noch nicht eingesetzt, sondern drohte nur damit.

»Ein Laut, Jane Collins, und die Peitsche wird dich erwürgen. Hast du verstanden?«

Sie wollte nicken, aber sie schaffte es nicht. Suko schob sie vor. Er dachte daran, daß seine Beretta im Augenblick die gleichen Dienste tat wie die Peitsche, deshalb steckte er sie hochkant in seinen Gürtel und zog die Pistole, deren Mündung er gegen den Kopf der ehemaligen Detektivin preßte.

Und so erschienen sie auch am Ausgang!

Nicht nur Wikka war überrascht, auch ich hatte mit einer solchen

Wendung nicht gerechnet. Selbst Bill Conolly, der gerade aus seiner Lethargie erwacht war, konnte nun gar nichts mehr fassen, sondern hockte am Boden und staunte.

»Okay«, sagte Suko. »Jetzt spielt hier die Musik!« Seine Stimme klang ruhig, sie flößte Bill und mir Vertrauen ein, ein Zeichen, daß unser Freund die Lage im Griff hatte.

Wikka war siegessicher gewesen. Daß sich die Situation so schnell zu ihren Ungunsten ändern würde, damit hatte sie nicht im Traum gerechnet. Sie ging zwei Schritte vor, bis sie Sukos Stimme erreichte.

»Noch eine Bewegung, und ich schieße deiner Jane Collins eine Kugel durch den Schädel!«

»Dann vernichte ich das Flugzeug!«

»Klar, aber auch deine Schülerin!«

Wikka überlegte. Sie schaute Suko an, drehte den Kopf, blickte mir ins Gesicht und sah auch das Kreuz in meiner Hand. Neben mir stand Bill mit gezogener Waffe.

Sollte ich sie vernichten?

Ich hätte es gern getan, aber wir wollten aus dieser Dimension entkommen, schließlich ging es nicht nur um uns, sondern auch um die zahlreichen unschuldigen Passagiere.

Wieder einmal stand die Situation auf des Messers Schneide.

»Laß meine Freunde einsteigen!« schrie Suko. »Nein!«

»Verdammt!« Diesmal schrie Bill Conolly. Er hielt es nicht länger aus, sondern feuerte auf die Oberhexe.

Da bewies Wikka ihre Kraft, die sie in dieser Dimension besaß. Die Kugel erreichte sie nicht. Sie zersprühte vor dem Kopf der Hexe in zahlreiche Teile, und aus Wikkas Maul drang ein gellendes Gelächter.

»So nicht, ihr Narren!« brüllte sie. »So auf keinen Fall! Ich werde es euch zeigen...«

»Laß sie einsteigen!« peitschte Sukos Stimme. »Jane Collins kann keiner Kugel entgehen!«

Ich warf einen Blick auf die beiden. Suko hatte den Kopf der ehemaligen Detektivin gedreht. Jane mußte dabei Schmerzen empfinden, denn ihr Gesicht war verzerrt.

Plötzlich nickte Wikka. »Geht«, sagte sie. »Ich lasse euch noch einmal laufen!«

»Augenblick noch!« hielt ich ihr laut rufend entgegen »Ich will, daß die Maschine auch startet.«

»Sie wird es!«

Kaum hatte Wikka die Worte ausgesprochen, als wir in die Höhe gehoben wurden. Unsichtbare Hände schienen sich unserer Körper bemächtigt zu haben, als Bill und ich dem Aus-oder Einstieg entgegenschwebten und plötzlich neben Suko standen. Wir zogen uns zurück.

»Ich will Jane Collins!« schrie Wikka.

»Nein!« brüllte ich zurück »Erst muß die Maschine gestartet sein!«

In Wikkas Augen flammte es auf. Plötzlich hörten wir ein Pfeifen und Heulen.

Die Hexe, die Dunkelheit - das alles verschwand vor unseren Augen, und wir flogen wieder normal.

Die Tür war noch nicht völlig geschlossen. Ein gewaltiger Sog entstand, er wollte uns auf den Ausgang zureißen, und wir suchten verzweifelt nach Dingen, an die wir uns festklammern konnten.

Bill gelang es, mir ebenfalls, nur Suko wurde von der mörderischen Gewalt in Richtung Ausstieg gezogen.

Konnte er es schaffen?

»Laß sie los!« Meine Stimme kippte über, als ich die Worte herausbrüllte. Und Suko ließ Jane los.

Er gab ihr noch einen Stoß. Sie wurde auf den Ausstieg zugewirbelt und verschwand. Dann klappte die Tür zu. Wir waren gerettet!

Erschöpft ließen wir uns dort, wo wir standen, einfach zu Boden sinken.

Keiner der Passagiere hatte etwas bemerkt. Nicht einmal einen Zeitverlust hatte es gegeben, die Maschine würde pünktlich auf dem Londoner Flughafen landen.

Wir wurden bestaunt, und man verlangte auch Erklärungen von uns. Mochten die Stewardessen auch noch so nett sein, wir erklärten und erzählten ihnen nichts.

Etwa eine halbe Stunde später landeten wir in London. Von dort aus fuhren wir sofort zum Yard Building, um unserem Chef Bericht zu erstatten.

»Wie war es denn?« fragte Sir James.

Ich hob die Schultern.

»Ist das alles?«

Auf diese Frage nickten wir drei.

»Dann war also alles umsonst, nicht wahr?«

»Fast«, erwiderte Bill. »John hat allerdings den Geist eines Hexenjägers vernichten können. Wikka und Jane Collins aber leben noch und werden uns auch weiterhin Ärger bereiten.«

Sir James verzog die Mundwinkel. »Stimmt das, John?«

»Ich fürchte, ja, Sir...«

ENDE

[1] Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 028 »Das Teufelskind«

[2] Siehe John Sinclair Nr. 147 »Ich flog in die Todeswolke«